This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

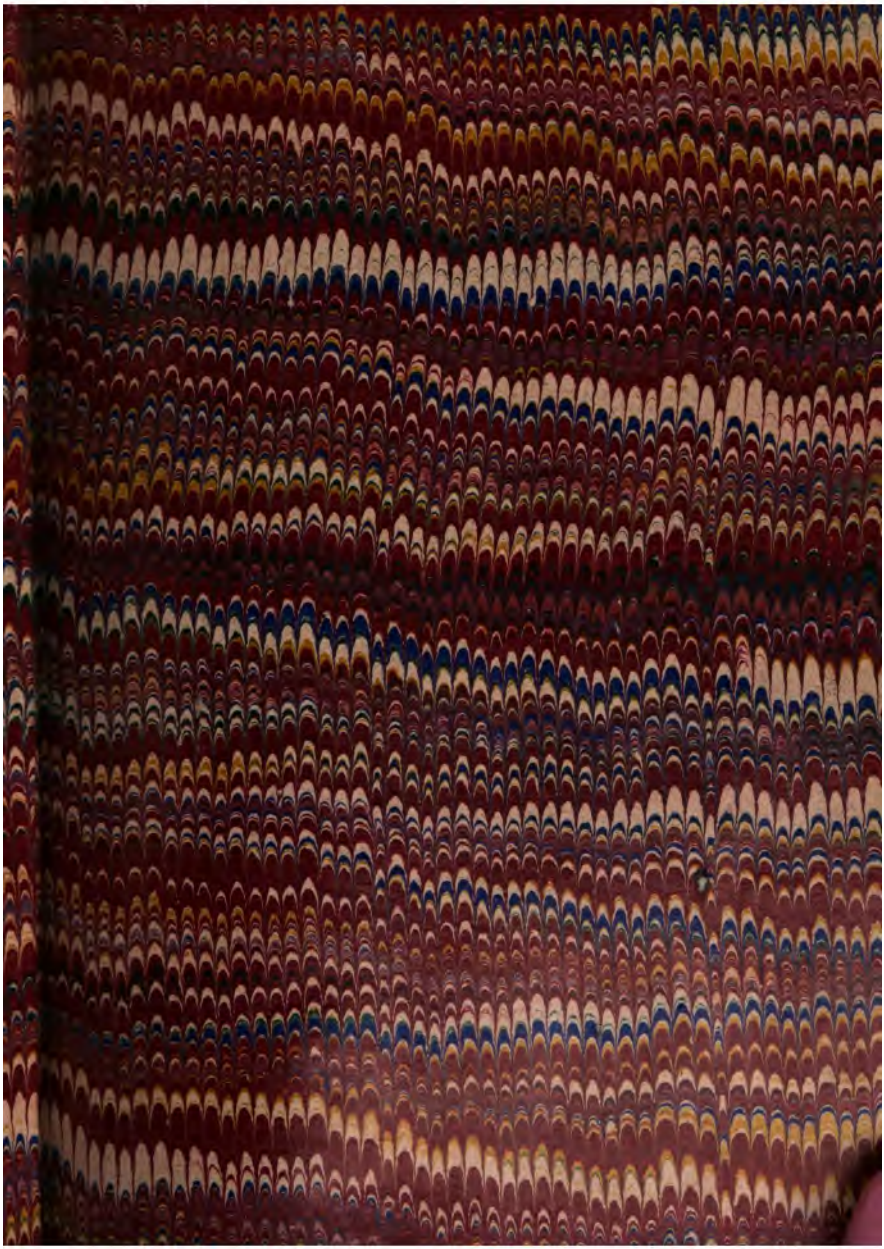
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓ 37. c. 34.



Oberhessisches

Sagenbuch.

Oberhessisches

Sagenbuch.

Aus

dem Volksmunde gesammelt

von

Theodor Vindewald.

Neue vermehrte Ausgabe.

Frankfurt a. M.
Verlag von Heyder und Zimmer.
1873.

37. c. 34

Um Alles, menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt.

Gebrüder Grimm.

(Vorrede zu den deutſchen Sagen, S. VIII.)

Seiner Hochwohlgeboren

Herrn

Dr. Friedrich Ludwig Karl Weigand,

ordentlichem Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Gießen, Ritter 1. Classe des Verdienstordens Philipps des Großmütigen,

dem

verdienstvollen Lexikographen und gründlichen Kenner des Hessischen Volkstums,

in dankbarer Ergebenheit

zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Indem das Oberhessische Sagenbuch in dieser sehr vermehrten Einzelausgabe einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht wird, scheint es dem Verfasser desselben wohlgethan seinem Werkchen einige Worte als Geleit mit auf den Weg zu geben.

Die vorliegende Sammlung, das glaubt er zuerst hervorheben zu dürfen, ist eine durchaus selbständige.

Zwar kann sich Hessen im Vergleich mit andern deutschen Landstrichen seit Jahrhunderten einer ganz besonders liebevollen Erforschung und Pflege seiner Geschichte und seines Volktums rühmen, und ein darauf bezüglicher Stoff von bedeutendem Umfang hat sich in einer Menge werthvoller Schriften angehäuft. Neuerdings aber hat namentlich das Gebiet der hessischen Sagen und Märchen durch die mannigfachen Beweisstellen, welche die **Gebrüder Grimm**, diese ehrwürdigen Altmeister der germanistischen Studien, für

die deutsche Mythologie daraus entnahmen, wahrhaft classischen Ruf erlangt, und auf dem von ihnen gelegten Grunde haben berufene Hände rüstig weiter gebaut. Es stellten J. W. Wolf (hessische Sagen, Göttingen 1853) und Karl Lynker (deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen, Kassel 1860), sowie Philipp Hoffmeister (hessische Volksdichtung ꝛc. Marburg 1869) sehr verdienstliche Fortsetzungen und Bearbeitungen auf. Ohne diese jedoch irgendwie in seinen Bereich zu ziehen, unternahm der Verfasser die gegenwärtige Sammlung, welche darum also Nichts enthält, was in dieser Weise von Andern schon gefunden oder zum Drucke gekommen wäre.

Allerdings sind von den 220 Sagen dieses Buches im 12. Bande des „Archivs für die Hessische Geschichte und Altertumskunde" (Darmstadt 1869) durch den Verfasser bereits 172 veröffentlicht worden unter dem Titel: „Neue Sammlung von Volkssagen aus dem Vogelsberg und seiner nächsten Umgebung." Allein er mußte die bedauerliche Bemerkung machen, daß dieselben in den Schriften des „Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen," die nur dessen Mitgliedern zu Theil werden, gleich manch anderem „schätzbaren Material" fast wie vergraben waren, und auf dem größeren Büchermarkte und selbst für die Leser seiner engeren Heimat unbekannt blieben.

Diese von ihm weder geahnte, noch gewollte Thatsache, sowie das Zureden competenter Freunde, bewog ihn darum diese neue Ausgabe zu veranstalten, zu der er sich um so bereitwilliger verstand, als er nicht blos im Einzelnen Manches erweitern und verbessern, sondern auch nicht weniger als 48 von ihm neu aufgezeichnete Volkssagen dazufügen konnte, wodurch inhaltlich die Abrundung der Sammlung um ein Bedeutendes gewonnen hat. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nunmehr der Born der uralt volkstümlichen Ueberlieferung in Oberhessen völlig ausgeschöpft sei. Im Gegentheil, der Verfasser hat oftmals die erfreuliche Wahrnehmung machen dürfen, wie sehr **Göthe** Recht hat, wenn er sagt: „So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Mögliche gethan hat."

Letzteres glaubt der Verfasser wenigstens für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, möge man sonst über seine Gabe urtheilen, wie man will. Es ist verhältnißmäßig noch nicht lange her, seit ihm Auge und Verständnis für den in seiner Umgebung noch in voller Naivetät lebendig vorhandenen, aber, wie die Dinge heutzutage liegen, auch in immer schnellerem Schwinden begriffenen Sagenreichtum seiner Heimat geöffnet wurde. Man vergesse darum ja nicht, daß alle diese Erzählungen einem

absterbenden Volksleben angehören und durch sie alle die schmerzliche Klage hindurch geht: „Wer fragt jetzt noch viel nach den alten Geschichten?“ —

Trotzdem, wenn der Leser sich die geringe Mühe nehmen und eine Specialkarte der **Großherzoglichen Provinz Oberhessen** und insbesondere des **Vogelsbergs** aufschlagen und die im Buche erwähnten Oertlichkeiten mit Rothstift unterstreichen wollte, — er würde gewiß höchlichst erstaunen, wie äußerst fruchtbar der in Untersuchung genommene Boden ist, dem all diese wilden Sagenblumen entstammen. Und dabei lebt der Verfasser noch der wohlbegründeten Ueberzeugung gar Vieles übersehen zu haben, was hier und dort, oder vielleicht vor seinen Füßen verborgen blüht, sintemal er nur gelegentlich, ja so zu sagen mehr vom Zufall und günstigen Geschick, als von bestimmter Absicht geleitet, und von der Beihilfe verständnisvoller Freunde wenig oder fast gar nicht unterstützt, der ihm so werthen Sagenforschung liebend nachgehen konnte.

Der Verfasser darf nach dem Gesagten seine Sammlung wohl ohne Ueberhebung als eine selbständige, und für die ihr gesteckten Grenzen gewiß auch reichhaltige bezeichnen.

Er möchte aber noch auf ein Drittes hindeuten, nämlich, daß er sich überall bemüht hat der Sage ihre ursprüngliche Färbung und das ihr eigen-

tümliche Gepräge des Volksmundes zu belassen, aus welchem er sie fast wörtlich und selbst dialectisch genau wiederzugeben unternahm. Denn die Sage ist einem Fossil oder einer alten Münze gleich, die man in der Erde findet. Man hat nicht blos ihren Fundort zu untersuchen und ihren edlen Rost zu respectieren, man darf sie auch nicht scheuern oder vergolden wollen.

Kein einsichtiger Leser wird sich darum von dem „etwas erdigen Beigeschmack," wie es **Justus Möser** nennt, fremd angemutet fühlen, der nun einmal naturgemäß dem Werke anhaftet, und in mancherlei altem Wort oder nach jetziger Anschauung ungewöhnlicher und derber Redewendung sich kund gibt. Dafür ist der Inhalt ein Stück alter, längst vergangener Zeit, die aus solch einem historisch treuen Spiegelbild in unsere veränderten Tage noch hereinschaut, und auf diese Weise zugleich einen wissenschaftlichen Beitrag zur Charakteristik des deutschen Volksaberglaubens und der Religions- und Culturgeschichte der germanischen Stämme überhaupt und des **Chattischen** insbesondre zu bieten vermag.

In einem Briefe vom 25. Januar 1844 an den verehrten Mann, dem dieses Büchlein gewidmet ist, schrieb einst **Jakob Grimm:** „In Zeit von 10—20 Jahren wird die deutsche Mythologie eine ganz andere Gestalt

gewonnen haben, wenn man fortfährt, wie man endlich beginnt, die Volkssagen, **worin Unglaubliches steckt, treu** und **ausführlich** zu sammeln. **Treiben Sie doch zu Vogelsberger Sammlungen.** Wer zu suchen weiß, ist des Findens sicher an Orten, wo Andere leer ausgingen."

Es freut den Verfasser ungemein diesen Wunsch des großen Todten, der sein hessisches Stammland bis in das höchste Greißenalter hinein mit der unverrosteten Liebe der Jugend umfangen hat, noch jetzt, bevor es zu spät ist, erfüllen zu können, und an seinem Theile die deutsche Sagenforschung vervollständigen zu helfen, die nach den verschiedensten Seiten hin ein noch gar lange nicht abgeerntetes Feld ist und Fragen von unabsehbarer Tragweite ihrer Lösung entgegenführt. Nach dem Vorgange der Gebrüder Grimm hat ja das Sammeln der Sagen und Märchen des deutschen Volkes niemals stille gestanden. Karl Müllenhoff sammelte 1845 „die Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg;" Adalbert Kuhn 1843 die „Märkischen Sagen und Märchen" und 1859 die „Westfälischen Sagen, Gebräuche und Märchen"; Kuhn und W. Schwartz 1848 die „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche;" J. W. Wolf 1843 die „Niederländischen Sagen;" Bernhard Baader die Badischen; F. Panzer die Bayrischen;

K. von Leoprechting die des Lechrain; F. Schönwerth die der Oberpfalz; W. Börner die des Orlagau; Reusch des Preußischen Samlands; Wöste der Grafschaft Mark; Hermann Harrys die Niedersachsens; J. F. Vonbun des Vorarlbergs; Emil Sommer und Ludwig Bechstein die Thüringens, Frankens und Oesterreichs; Adalbert von Herrlein die des Spessart; Ignaz Zingerle und J. N. von Alpenburg die Tyrols; Th. Vernaleken die der Alpen und Oesterreichs; E. L. Rochholz die der Schweiz; L. Curtze die Waldecks; J. H. Schmitz die der Eifel; Joseph Haltrich und F. Müller die Siebenbürgens; E. Meier und Anton Bierlinger die Schwabens; H. Pröhle die des Harzes; E. Deeke die Lübecks; A. Stöber die des Elsaß; J. V. Grohmann die Böhmens; K. Haupt die der Lausitz, u. s. w. u. s. w. Der vielnamigen Schaar all dieser Männer reiht sich mit der gegenwärtigen Sammlung auch der Verfasser in der bescheidenen Hoffnung an, für Oberhessen und insbesondere den **Vogelsberg** das ihm Erreichbare gethan zu haben.

Und so folge denn nun der Leser getrosten Mutes dem Erzähler zu den ragenden Bergen und Felsen seiner Heimat, in deren Schoos die alten Heidengötter „verwunschen" noch hausen, zu den heiligen Bronnen, aus deren Tiefe Frau Holle und manche schneeschloßenweiße Jungfrau geheimnisvoll aufsteigt, zu den vergessenen

Malstätten, über welche der wilde Jäger mit seinem tollen Heere dahinsaust, zu den verrufenen Kreuzwegen, wo der Teufel, der Wehrwolf oder ein Kobold den Wanderer schreckt, zu den einsamen Trümmern ehemals stolzer Schlösser und zerfallener Kirchen und Kapellen, in denen ruhelos die Geister umgehen, und zu den Schäfern und Sonntagskindern, die auf der grünen Hutweide, im Waldesschatten, oder über untergegangenen Dörfern die Wunderblumen erblicken, die Geldfeuerchen leuchten sehen und unverhofftes Glück finden durch der Ueberirdischen Gunst!

Vielleicht, daß der schlichte Strauß dieser sonst unausbleiblicher Vergessenheit anheimfallenden Volksmären manchen der Leser erfreut oder daß Mancher sie nützt in seiner Weise! Wenn nur der Verfasser das **Eine** damit erreicht, was ihn zum Suchen veranlaßt und nunmehr zur Veröffentlichung getrieben, daß auch durch sein Büchlein einem Fremden die Heimat, **sein theures Hessen, besser bekannt,** dem Einheimischen aber um so **ehrwürdiger** und **lieber** werde!

Großen-Eichen, bei Grünberg in **Oberhessen,** in der h. Adventszeit 1872.

Theodor Bindewald,
lutherischer Pfarrer.

Register,

nach mythologischem Gesichtspunkte geordnet.

I.

Götter und heilige Berge.

Seite.

1. Drei Männer im Geiselstein. 1
2. Historie vom Spitzkuppel bei Birstein. 2
3. Unterm Ruttershäuser Kirchenstumpf. 4
4. Die Alten im Steinrück. 6
5. Der Ritter im hohen Michelstein. 14
6. Der Reiter im Dünzenröder Grund. 15
7. Der Reiter im Lauberg über Ilsdorf. 16
8. Zwei Reiter am Rainhof. 17
9. Drei Reiter am Neuhof bei Ruppertsburg. . . . 18
10. Der Horst bei Rudingshain. 19
11. Der Taufstein. 19
12. Der Bilstein. 20

II.

Göttinnen und heilige Brunnen.

Seite.

13. Christkindleins Wiege. 20
14. Der Frau Holle Loch bei Frischborn. 21
15. Das Wildholl-Loch bei Seibertenrod. 21
16. Der Wildfrauborn bei Einartshausen. 22
17. Das wilde Weibsbild bei Birstein. 23
18. Die Spinnerin auf der Altenburg bei Sichenhausen. 23
19. Die alte Frau im Schershain. 25
20. Der Fraustein bei Windhausen. 25
21. Die Pfingstweide vor Klein-Eichen. 26
22. Am Hirtenhäuser Rain. 27
23. Der tiefe Born und der Goldborn 27
24. Der Milchborn bei Birstein. 28
25. Der Hirzborn bei Betzenrod. 28
26. Kinderbrunnen in Landenhausen. 28
27. Der Herrgottsborn bei Großendorf. 29
28. Der Fettborn zu Meiches. 29
29. Das Ziegelteichbörnchen bei Merlau. 30
30. Der Goldborn auf der Feldkrücker Höhe. 31

III.

Umzüge der Götter.

31. Der König Nimrod. 32
32. Auszug des wilden Jägers. 33
33. Der Weg des wilden Jägers. 34
34. Der wilde Jäger zieht in die Wetterau. 35

Seite.

35. Der wilde Jäger auf dem Blöskuppel 36
36. Der wilde Jäger zieht heimwärts 36
37. Der wilde Jäger sucht seine Gans 37
38. Die ledernen Hosen 38
39. Die Hasen des wilden Jägers 39
40. Die Flucht vor dem wilden Heer 39
41. Die entführte Leuchte 40
42. An der Afstruth 41
43. Der Geisterwagen auf dem Gebück 42
44. Der nächtliche Wagen am Forellentrich 44
45. Am Seedamm 44
46. Der wilde Jäger an der Neuhecke 44
47. Ueberreste der wilden Jagd 45
48. Der wilde Jäger am Wandermeg 46
49. Der wilde Jäger und der Vogelhändler 47
50. Der wilde Jäger und die Kinder 49

IV.

Weiße Frauen.

51. Im Antoniter-Kloster zu Grünberg 50
52. Die Jungfrau im Kellergarten 51
53. Das Schloß zu Altenhain 52
54. Die Königstochter im Bilstein bei Lauterbach . . . 52
55. Der Liederbacher Schäfer 53
56. Weiße Frau an der Hillersbach 55
57. Die Schloßjungfrau auf der Altenburg bei Sichenhausen. 55
58. Zwei weiße Jungfrauen auf der Altenburg 56
59. Die weiße Frau und das Waisenkind 59

Seite.

60. Weiße Frau zu Gedern. 60
61. Weiße Frau zu Burggemünden. 61
62. Weiße Frau im Kunzenholz. 62
63. Weiße Frau im Altenburgskopf. 63
64. Weiße Frau „im Laug“ vor dem Oberwald. . . . 64
65. Weiße Frau im Hellberg. 65
66. Die Schloßjungfer im hohen Michelstein. 65
67. Die Jungfrau auf den Hitschröder Wiesen. . . . 66
68. Drei Jungfern im Wildfrauhaus bei Busenborn. . 67
69. Der Jungfernborn bei Hirzenhain. 67
70. Der Liebchesborn bei Odenhausen. 68
71. Die Wirberger Klosterfrau. 72
72. Die letzte Schloßjungfer zu Merlau. 73
73. Weiße Frau in Burgbracht. 74
74. Weiße Frau im alten Keller. 74
75. Weiße Frau im Lindenberg bei Bobenhausen. . . 75
76. Das Schloßfrauchen auf Ulrichstein. 77
77. Der schlafende Schäfer vor dem Merlauer Schloß. . 77
78. Das verwundete Konfirmandenkind. 79

V.

Riesen, Zwerge, Kobolde, Hausgeister, wilde Frauen.

79. Die Entstehung von Eckartsborn. 81
80. Riese im Bodenstrauch. 81
81. Der Teufel im Himmerich. 82
82. Die Teufelshecke bei Großen-Eichen. 83
83. Im Gederner Schloß. 83
84. Das Bandhaus zu Büdingen. 84

Seite.

85. Der Pfiffer. 86
86. Die Kornmännchen. 87
87. Kobold im Heegkopf. 87
88. Kobold im Märzenstrauch. 88
89. Kobold an der Odersbach. 88
90. Der wilde Frauſtein. 89
91. Das Wildfrauhaus bei Wohnfeld. 89
92. Die Burg zu Lehrbach. 90
93. Das Frauchen im Hirzenbergsrod. 91
94. Der Elſe ihr Keller am Bilſtein. 93

VI.

Nixen, Alben, Hexen.

95. Der Waſſermann. 95
96. Am Forellenteich. 95
97. Der Elbentanz unter dem Bilſtein. 97
98. Die Nachtmahr. 98
99. Alb erkannt. 99
100. Alb gefangen. 100
101. Hexe geſehen. 102
102. Die Lauſter-Elſe. 103
103. Hexe getragen. 104
104. Kampf mit der Hexe. 105
105. Hexe verwundet. 106
106. Hexe wird beſtraft. 107
107. Abenteuer in der Walbersnacht. 109
108. Wie einer Hexe gelohnt wurde. 111
109. Hexentanzplatz. 114

Seite.

110. Der Hexenstein unter Herchenhain 115
111. Auf dem Oberseener Hof 116
112. Die Hexenwiese bei Ruttershausen 116

VII.

Wehrwolf, Zauberer, Teufel, Irrlichter, Seelen.

113. Wehrwolf in Grünberg 117
114. Wehrwolf in Eichenhausen 118
115. Wehrwolf am Rainhof. (In der Mundart der Gegend) . 119
116. Wehrwolf entdeckt 120
117. Wehrwolf verwundet 121
118. Wehrwolf in der Schalksbach 123
119. Wehrwolf in Bobenhausen 124
120. Der dreibeinige Hase 125
121. Drei Stücklein von der Sotzbacher Kunst 126
122. Die schwarze Rabe 128
123. Gezauberte Milch 129
124. Der Ranzen des Zauberers 130
125. Der sichere Schuß 131
126. Des Zauberers Rache 132
127. Die zaubergeblendete Magd 133
128. Verzaubertes Heu 134
129. Die Kornähre 135
130. Der Hexenmeister von Kästrich 136
131. Der Zweiflungsgraben bei Blankenau 139
132. Der feurige Wiesbaum 139
133. Der Kroppenhans 140
134. Teufelsspuk in der Stadtkirche zu Schotten 141

Seite.

135. Gehobener Teufelsbann. 142
136. Der gestörte Tanz. 144
137. Der böse Gefährte. 145
138. Die Teufelsmühle zu Ilbeshausen. 147
139. Warum man spricht: Der arme Teufel. 148
140. Die Rodmühle unter Höckersdorf. 153
141. Die Eichelsdörfer Kirche. 156
142. Der Teufelstein. 157
143. Der Lichtermann. 157
144. Das Necken der Heerwische. 158
145. Der erlöste feurige Mann. 159
146. Im Wahlebachsgrund. 160
147. Der Fuhrmann und die Leuchte. 160
148. Unter der Ratzburg. 161
149. Spuk in den Hommelwiesen. 162
150. Der Grenzreiter. 163
151. In der heiligen Seif. 164
152. Ein nächtlicher Umgänger. 165
153. Der Geist an der Gerstbach. 166
154. Bei der Wingen-Eicher Brücke. 167
155. Im Flosswiger Kirchenstumpf. 168
156. Auf ewig verloren. 169
157. Die Pferdeköpfe. 170
158. Die todte Mutter. 171
159. Der Lauterbacher Stadtgeiger. 172
160. Der rothe Geiger am Forellenteich. 172
161. Das Jägerhaus im Laubacher Walde. 173
162. Das Sonntagskind. 174
163. Das Frauchen von Hartershausen. 176

Seite.

164. Das Kind im Merlauer Schloß. 176
165. Fluch der Mutter. 177
166. Der erlöste Geist. 178
167. Des Schulmeisters Magd. 179
168. Die stumpfe Kirche unter Burkhards. 181
169. Außer dem Leibe. 182

VIII.

Schätze, Schlangen, Drachen.

170. Der Kesselrain bei Großen-Eichen. 186
171. Der Molthüwel. 188
172. Die Poilchesmühle zu Burkhards. 188
173. Bei der Breungeshainer Todtenkirche. 189
174. In den Lochgärten. 191
175. Das glückliche Schulkind. 192
176. Das Geldloch bei Usenborn. 193
177. Wunder im Floswiger Feld. 194
178. Der Geldstrauch. 194
179. Schätze am Hundsborn. 195
180. Die Geldmauer. 196
181. Schatz in der stumpfen Kirche unter Burkhards. . . 197
182. Schätze in Eckhards. 198
183. Schatz in Engelhausen. 199
184. Das Schloß in Lißberg. 200
185. Das Geldfeuerchen. 200
186. Die Eggenzinken. 202
187. Der Topf mit Bohnen. 202
188. Die Rosenblätter. 203

Seite.

189. Der Krainfelder Kirchenkelch. 204
190. Kröten verwandelt. 205
191. Der Drache.. 206
192. Die Schlange. 207

IX.

Thiere, Elemente, Pflanzen, Legendarisches und Historisches.

193. Storch hilft löschen. 208
194. Die Glucke. 209
195. Der Kirchhofshund von Freienseen. 209
196. Der Schloßhund von Habertshausen. 210
197. Das glückhafte Kuhgespann. 211
198. Weiße Pferde. 212
199. Weiße Hirsche. 213
200. Das ehemalige Barfüßer-Kloster zu Grünberg. . . 213
201. Im Schloß zu Burggemünden. 214
202. Auf der Walkmühle bei Lauter. 217
203. Feuer am heiligen Ort. 218
204. Das Pferd im Geldfeuer 219
205. Das Irrkraut. 221
206. Der wilde Wegerich. 222
207. Braundosten und Baldrian. 223
208. Die Springwurz. 224
209. Die Luft als Bote. 226
210. Der Richtplatz der Hexe. 227
211. Die zerbrochenen Heiligenbilder. 227
212. Schlechtenwegen und Steinfurt. 229

Seite

213. Die Ansage der Kriegsnoth. 229
214. Die Dörfer im Laubacher Walde. 231
215. Gott gnade der Seele. 231
216. Strafe in der heiligen Nacht. 233
217. Ein betrübtes Christfest. 233
218. Wunder am Charfreitag. 236
219. Das Bohnenweibchen. 236
220. Der Helge in Burkhards. 237
Anmerkungen. 239

I.

Götter und heilige Berge.

Drei Männer im Geiselstein.

Der Geiselstein mit seinen zackigen Felsen ragt einsam auf der Haide im hohen Oberwalde empor, und von ihm erzählt man allerlei Geschichten. Große Reichtümer liegen unter ihm begraben, die zeigt alle sieben Jahre ein blaues Flämmchen an. Die Wiese vor ihm heißt „die Goldwiese“ und der Born darauf „der Goldborn“. Seit alten Zeiten ist's dort nicht geheuer, und der wilde Jäger läßt sich oft spüren. Einem alten Kohlenbrenner begegnete da einmal etwas gar Merkwürdiges. Der Mann stand nämlich an seinem Meiler und hatte seine Arbeit. Es war in der Mittagszeit, und er schaute zufällig nach dem Geiselstein. Da stieg mitten aus dem Felsen ein ganz dünner feiner Rauch auf. Das nahm ihn Wunder, und er machte sich herzu, zu sehen, was es wäre. Als er vor die Felsen kam, war eine

weite Höhle da, die er all sein Lebtag noch nie gesehen hatte, und darin war ein großes Feuer angemacht, um welches drei uralte Männer mit langen schneeschlossenweißen Bärten lagen und in gar seltsamer altmodischer Kleidung. Der Kohlenbrenner dachte nichts Arges, und hielt die Alten für fahrende Leute, wie sie im Vogelsberg damals gar dick (mundartlich für oft oder häufig) umzogen, und rief ihnen zu: „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht gefaßt werdet, hier habt Ihr nichts zu thun!“ Aber die Alten starrten ihn ganz ungläubig an, sprachen kein Wort, schüttelten nur ihre kahlen Köpfe — und Alles war in einem Nu weg, wie geblasen; mein Mann stand vor dem Geiselstein, der sah aus, wie er immer ausgesehen, und wußte nicht, ob er gewacht oder geträumt hatte.

Historie vom Spitzküppel bei Birstein.

Ein Birsteiner Mann ging auf den Spitzküppel, den sie jetzt den Charlottenfels heißen, um sich Holz zu holen. Bei dieser Gelegenheit sah er eine wunderschöne goldgelbe Schlüsselblume vor sich stehen, und brach sie ab, ohne an etwas zu denken. Als er sich umsah, war auf einmal eine eisenbeschlagene Thür im Berg, die stand sperrangelweit offen. Er faßte sich also ein Herz und ging hinein. Nun kam er in einen hohen Saal,

da sah er drei ehrwürdige Männer mit langen weißen Bärten um einen runden, steinernen Tisch sitzen, die schauten ihn unverwandt an, aber sie redeten kein Wort. Anfangs ward es dem Mann gar schwül ums Herz, und die Angst fiel dickmäßig (mdrtl. für sehr stark) auf ihn. Aber er faßte sich wieder, als er merkte, daß die Alten ihm kein Leids anthaten, und wurde jetzt erst gewahr, daß rings an den Wänden Alles von Gold, Silber und edlem Geräthe funkelte und glänzte, daß es ein Staat war. Da legte er die Blume auf den Tisch, und ergriff kurz und gut einen goldenen Becher, des Willens, ihn sich mitzunehmen. Kaum aber hatte er ihn in der Hand, als ihn der Schrecken auf's Neue erfaßte, und er lief, was er laufen konnte, nach der Thür. Traurig schüttelten die Alten darob ihre Häupter, und er hörte sie hinter sich herrufen: „Denk' an das Beste!". Doch er kehrte sich nicht daran, und entwischte noch glücklich durch die Thür. Weil die aber, als er durchwollte, eben mit einem Gepraſſel, als wenn der Donner einschlägt, wieder zusammenfuhr, wurde ihm in der Eile die Ferse des einen Fußes abgeschlagen. So behielt er wohl das kostbare Kleinod, aber er blieb lahm für sein Lebtag, und die wunderbare Thüre hat er seitdem nie wieder auffinden können, er mochte sich stellen, wie er wollte.

Unterm Ruttershäuser Kirchenstumpf.

Man weiß nicht mehr heut zu Tage, wann es gewesen ist, aber es ist so gewiß wahr, als ob's gestern erst geschehen wäre. — Ein Gonterskircher Pfarrer hatte an einem Winternachmittage, kurz vor Weihnachten, ein dringendes Geschäft in Schotten zu besorgen gehabt, und weils ihm überdem Nacht wurde, ehe er sichs versah, beschloß er, der Dunkelheit wegen, über das Jägerhaus heim zu gehen. Als er in der Nähe des Kirchbergs angekommen war, auf welchem zwischen dem Hochwald der Stumpf der ausgegangenen Kirche Ruttershausen zu erblicken ist, erstaunte er sich nicht wenig, über seinem Haupte in der Luft eine ganz unbeschreiblich liebliche Musik zu hören, deren Ursprung er sich schlechterdings nicht zu deuten wußte. Indem er darüber noch „simulirte", was das sein möchte, ward's auf einmal ganz tageshell rings um ihn her, und er sah sich unvermutet in der Mitte von zwölf alten, ehrwürdigen, sehr großen Männern mit herabwallenden langen Bärten und in ganz fremdartiger Kleidung. Man kann sich leicht denken, wie es ihm zu Mute ward, und daß ihm jedes Wort vor Angst im Halse stecken blieb. Indem trat einer der Alten näher auf ihn zu und hielt ihm einen güldenen, sehr kostbaren Becher entgegen, der, wie es schien, bis zum Rande mit edlem Weine angefüllt war, und

verlangte, doch ohne einen Laut von sich zu geben, mit den allerbeweglichsten Geberden, daß er davon kosten sollte. Der Pfarrer aber, der sich bei der Sache nichts Gutes „bedernke“ (vorstellte), wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen und suchte eilends zu entweichen. Doch nun vertraten ihm zürnend die Zwölfe den Weg, indem sie zugleich ihre unheimliche Aufforderung allesamt wiederholten mit den Worten: „Du mußt! du mußt!“ — Da ergriff der Pfarrer, in halber Verzweiflung, dieweil er keinen anderen Ausweg sah, den dargehaltenen Becher, machte jedoch flugs das Zeichen des Kreuzes darüber, dann sprach er beherzt:

„Wenn dieser Kelch von mir zu trinken ist,
So gesegne mir ihn der Herr Jesus Christ!“

Auf dieses thats einen Donnerschlag, wie bei dem härtesten Gewitter im Sommer, die Zwölfe aber waren weg, daß man nicht wußte, wohin sie gekommen waren, er selbst aber stand wieder mutterseelenallein im Dunkeln. Kaum sah er sich frei, so lief er über Hals und Kopf, was er laufen konnte, nach Gonterskirchen; den Becher aber hielt er, um ihn ja nicht zu verlieren, fest wider sich gedrückt. Ganz athemlos langte er in seinem Hause an; als er jedoch, zum Beweis der Geschichte, seinen Leuten den Becher zeigen wollte, riß er, ganz entteuscht, die Augen weit auf. Denn; statt des vermeintlichen

Kleinods, hatte er nichts denn ein großes, schimmeliges, altes Kuhhorn in der Hand, das war mit stinkender Pfütze gefüllt bis obenhin. Wen wollte das aber wundern? Es wäre das erste Mal, daß der Teufel mit etwas Anderem, als mit Dreck, ausbezahlt hätte!

Die Alten im Steinrück.

Schon länger denn hundert Jahre ist es her, daß in Windhausen ein Mann lebte, der von da nicht gebürtig war, sondern sich in's Dorf „veranert" (verheirathet) hatte. Also wußte er auch von all den wundersamen Mären kein Wort, welche die dortigen Leute beim „Spillegehen" (Besuch) und in der Spinnstube aus alter Zeit zu erzählen pflegten. Noch weniger wußte er von dem Steinrück oder Steinkuppel, einem benachbarten Berge, etwas, obschon von demselben allgemein der Glaube verbreitet war, dort oben habe früher ein Raubschloß gestanden, oder sonst eine Wohnung; mit Gewißheit konnte es Niemand behaupten. Denn der Platz lag wüste, Gestrüpp wuchs darauf und große behauene Steine sah man ringsum zerstreut, und wer bauen wollte drunten im Dorf, oder sonstwo, holte allda seinen Bedarf und brauchte Niemand darüber um Erlaubniß zu fragen.

Nun geschah es, daß, als der Mann gerade im siebenten Jahre in Windhausen lebte, er in einer Nacht eine

Erscheinung hatte. Es trat nämlich unversehens vor das Bett, in welchem er schlief, eine gar jugendlich schöne und züchtige Jungfrau, die durchaus in weiße Gewänder gekleidet war, und flehte ihn, um der Barmherzigkeit Gottes willen, an, sie zu erlösen. Zu gleicher Zeit reichte sie ihm auch ein großes Gebund Schlüssel entgegen, welches sie am Gürtel befestigt getragen hatte, und sagte ihm: „er sei zu ihrer Erlösung der einzige Mensch, der seit tausend Jahren unter so glückhaftem Gestirn und zu so guter Stunde geboren sei, und sie habe auf ihn ihre ganze Hoffnung gesetzt. Indeß brauche er nicht zu denken, daß bei ihrem Ansinnen ihm irgend ein Böses widerfahren werde, es sei im Gegentheil Alles gut und leicht zu erfüllen, was sie fordere, und er könne sich darob alle Angst vergehen lassen. Zudem werde sie ihn königlich belohnen und alle die vielen Schätze zuwenden, die im Steinrück seit Menschengedenken unter der Erde lägen."

Sie sagte dem Manne dies Alles so deutlich und ausführlich, daß ihm kein Wort entging, und ließ mit Bitten und Flehen nicht ab bis zum Mitternachtsschlage, da erst verschwand sie mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer. Der Mann nämlich hatte einen rechtschaffenen, gottesfürchtigen Sinn, wollte sich in solch einen ungewissen, gewagten Handel nicht einlassen und lehnte unbedenklich und rundum Alles ab. Am Morgen freilich kam ihm die Sache

ganz wunderlich und unglaublich vor; auch wußte er nicht recht, ob er dabei gewacht oder geträumt hatte, und so schlug er sich das Abenteuer aus dem Sinn.

Es vergingen wieder sieben Jahre, und als die um waren, und er in der Nacht des nämlichen Tages, wie sonst, zu Bett lag, kam dieselbe Erscheinung ihm vor Augen. Weit dringender noch wiederholte die Jungfrau ihre Bitte und wollte ihm mit Gewalt die Schlüssel aufzwingen, allein er blieb auch dieses Mal standhaft und erhörte sie nicht. Die Begebenheit aber ließ ihm von da an keine Ruhe im Gemüte, und er nahm sich fest vor, wenn es gleich also wiederkommen sollte, dann wollte er es in Gottes Namen wagen, die dargebotenen Schlüssel ergreifen und zusehen, wie das Ding weiter auslaufen würde.

Und richtig, nach abermals sieben Jahren — er wußte nicht, wachte oder träumte er, aber er sah und hörte Alles ganz genau — stand, wie er geahnt, die Jungfrau abermals vor ihm und machte denselben Antrag, wie vorhin. Da besann er sich denn nicht lange und nahm das dargebotene Schlüsselbund zur Hand. Darauf bedeutete ihn dieselbe, sich eilends in die Kleider zu werfen und ihr zu folgen. Die Jungfrau aber war vor Freude wie außer sich, lief bald vor, bald neben ihm her, und führte das schönste Gespräch spiel mit ihm, das man sich nur

denken konnte. So gelangten sie aus dem Hause ins Dorf und dann ins Feld, und die Jungfrau schlug querfeldein den Weg ein nach dem Steinrück, so daß er Mühe hatte, ihr auf der Ferse zu bleiben; denn sie ermahnte ihn fortwährend zur Eile, damit nichts versäumt werde.

Als sie selbander auf der Höhe angelangt waren und eine Weile durch die Steine und das Gestrüpp sich Bahn gebrochen hatten, kamen sie an einen Platz, auf welchem ein großer Quaderstein lag, und es dröhnte dumpf beim Auftreten unter ihren Füßen, als ob der Berg hohl wäre. Auf dem Quadersteine sahen sie eine große funkelnde Kanne von geschlagenem Silber stehen, deren Deckel geöffnet, und die mit lauter Goldstücken bis obenhin angefüllt war. Diese Kanne hatte der Mann große Lust sich gleich mit heimzunehmen und griff flugs darnach. Allein die Jungfrau sagte: „Laß sie in Ruhe, sie ist noch lange nicht das Beste!“

Hierauf ging sie ein paar Schritte seitwärts, und siehe, nun war auf einmal eine Vertiefung im Berg, die wie eine Höhle sich ansah, dahinein stiegen sie nun hinab. Es war aber Alles so helle, daß man eine „Spienel“ (Stecknadel) auf dem Boden hätte aufheben können. Nach einer kurzen Wanderung durch die Höhle fing eine breite steinerne Treppe an, die führte fast senk-

recht in die Tiefe. Der Mann gedachte an den Heimweg und begann die Stufen zu zählen. Als er ihrer gerade hundert gezählt hatte, hörte die Treppe auf, und sie ständen nun vor einer schweren, eisenbeschlagenen Thüre. Die Jungfrau zeigte ihm alsbald den rechten Schlüssel zu dem alten verrosteten Schloß, und nachdem er mit vieler Mühe mehrmals gedreht hatte, fuhr die Thüre weit auf.

Ein hohes, gemauertes Gewölbe that sich jetzt vor ihnen auf; eine Ampel mit spärlichem Lichte hing von der Decke herab; die Luft war gar feucht und modrig in dem Gemach und von den Wänden tropfte das Wasser. Rechts von der Thüre sah man einen langen steinernen Tisch und an demselben saßen drei große breitschultrige Männer. Ihr Kopf ruhte auf ihren, auf dem Tisch aufliegenden Armen, wie wenn sie im tiefsten Schlafe lägen. Als die Thüre aufging und die Beiden näher traten, zwinkerten sie einen Augenblick mit den Augen, nachher sanken die Häupter wieder auf die Arme, und sie rührten und regten sich nicht mehr. Unter ihren Füßen, bis zur Höhe des Tisches, lagen Säcke aufgeschichtet. Links von den drei Alten aber war noch Etwas, das konnte man nicht recht erkennen. Der Mann fragte aus Neugier: „Was ist das hier?“ Die Jungfrau antwortete: „Das ist alter Firnewein, der liegt in

seiner eignen Mutter." Sie trieb dabei ihren Begleiter in einem fort zur Eile an, und hieß ihn einen der Säcke unter dem Tische ergreifen, um ihn mit zu nehmen. Also zog er auf's Geradewohl einen heraus, sie aber holte ihm statt desselben einen andern, langen und ledernen, und weil er diesen allein auf seine Schultern nicht heben konnte, sintemal er allzu schwer von Gewicht war, lud sie selber ihm die kostbare Last auf. Dann trieb sie mit der größten Aengstlichkeit zum Fortgehen: „Eile, eile, ehe die Thüre zufährt!" Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen, und tummelte sich, was er konnte. Fast war er glücklich durch den Eingang entronnen, als die Thüre mit der Geschwindigkeit des Blitzes und unter starkem Dröhnen wieder zuschlug. So kam es, daß seine Ferse am linken Fuße getroffen wurde und er empfindliche Schmerzen zu fühlen begann.

Bei der ungeheuren Freude und Aufregung dachte er übrigens nicht lange daran, denn die Jungfrau ging vor ihm her, sie stiegen die hundert Treppentritte wieder aufwärts und unter den lieblichsten Gesprächen verstrich ihnen die Zeit. „Wie bist Du nun so reich und glücklich", sprach sie zu ihm, „und wie viel reicher wirst Du noch werden! Denn sieh, all die vielen Säcke mit Geld und all der edle Wein, den Du gesehen hast, sind Dir bestimmt. Die werden wir allesamt, nach und

nach, wie heute, holen, und dann bin ich von meinem Fluche erlöst."

Unterdessen kamen sie oben auf der Erde wieder an, drangen durch das Gestrüpp und wendeten sich, aber in entgegengesetzter Richtung vom Dorfe, nach einem nahegelegenen Walde. Warum sie gerade diese Richtung nahmen, wagte der Mann nicht zu fragen, obschon es in dem Walde sehr finster und gruselig war; er ging immer getrost der Jungfrau nach. Als sie den Wald hinter sich hatten, befanden sie sich auf einer wüsten Haide, und zufällig schaute der Mann rückwärts. Da kam ein andrer Mann mit großen eiligen Schritten ihnen nachgegangen, der war grasegrün angethan von Kopf bis zu Fuß, wie ein Jäger, trug einen grünen Hut mit einer langen ritzerothen Feder darauf, und hatte ein Gesicht, wie all nichts Guts. Als er diesen unheimlichen Gesellen gewahrte, überfiel den Mann die höllische Angst und er zitterte am ganzen Leibe. Ganz entsetzt fragte er die Jungfrau: „Sag, um Gottes willen, wer ist das?" Sie antwortete, und er merkte ihr an, daß es ihr auch nicht wohl zu Mut war: „Fürchte Dich nicht, der gehört nicht zu uns, der geht seine eignen Wege. Bekümmre Dich nicht um ihn, denk' lieber an den großen Schatz, den Du gewonnen hast." Ueberdem kam der Grünrock immer näher heran, und dem Mann ward es noch viel

ſchwüler ums Herz. Der Sack mit Geld brannte ihm wie das ewige Feuer. Er konnte ſich nicht länger halten, er wußte nicht, was er that. Die Schlüſſel warf er auf den Boden, daß ſie laut erklangen, und den Sack riß er von den Schultern; der kollerte der Jungfrau vor die Füße. „Da haſt Du alles wieder!“ ſchrie er, „ich mag's nicht, und wenn ich damit ein Königreich kaufen könnte! Und laß mich jetzt in Ruhe, ich will nimmermehr etwas von Dir wiſſen!“

Auf dieſen Ausgang war die Jungfrau nicht gefaßt, denn ſie glaubte ſich ſchon am Ziel, aber nun that ſie einen Schrei, ſo laut, ſo grauſig, daß er durch Mark und Bein ſchnitt, und fuhr auf und davon in die Luft. Er ſah ſie im Augenblick nicht mehr; es wurde dunkel vor ſeinen Augen.

Als er zu ſich ſelbſt kam, lag er daheim im Bette, aber müde und zerſchlagen in allen Gliedern, und die Erlebniſſe der Nacht dünkten ihm wie ein wüſter Traum. Am Morgen aber konnte er nicht aufſtehen; denn einer ſeiner Füße war grün und blau gequetſcht an der Ferſe und über und über verſchwollen. So war denn Alles wahr geweſen, was ihm begegnet, ſo ſeltſam es auch ſein mochte; der Schmerz an der Ferſe erinnerte ihn ſein Lebtag daran. Niemals gelüſtete es ihn aber ſpäterhin dasſelbe Wagnis wieder zu unternehmen, obſchon bis an

seinen Tod die Jungfrau noch oft kam und ihn dazu aufforderte. „Auf diesen Schätzen", sagte er zu seinen Kindern, „ruht kein Segen und drum rühr ich keine Hand darnach!" Merkwürdig war's aber, daß er an dem Tag und zu der Stunde starb, wie es ihm die Jungfrau voraus gesagt hatte, und noch in seinen letzten Augenblicken hörten ihn die Seinigen davon reden, daß eine blasse, weiße Gestalt mit kläglichen Geberden vor ihm stehe. Das war die arme verwünschte Jungfrau, der mit seinem Tode alle Hoffnung auf Erlösung verschwand.

Der Ritter im hohen Michelstein bei Eisenbach.

Auf dem hohen Michelstein, einem felsigen Waldabhang zwischen Stockhausen und Eisenbach, stand ehemals ein stolzes Schloß, und ein unterirdischer Gang führte von da nach Eisenbach, durch welchen die Ritter mit einander verkehrten. An verschiedenen Plätzen im Walde merkt man denselben noch, wenn man hart auf den Erdboden tritt, denn dann dröhnt es ganz dumpf von unten herauf. Viele Kostbarkeiten und große Schätze Geldes sind darin vergraben. Bisweilen sieht man hier einen hohen geharnischten Ritter auf weißem Roß, doch ohne Kopf, durch den Wald sprengen und im Michelstein verschwinden, in welchen, außer ihm, auch eine gar holdselige Schloßjungfer gebannt ist.

Der Reiter im Dünzenröder Grund.

Zwischen Ehringshausen und Heimertshausen ist fast nichts, wie Wald. Einen Wiesgrund daselbst heißt man den „Kessel", und links davon soll das Oertlein Dünzenrode gestanden haben, von dem aber nichts übrig ist als der Name. Ein kleines Brückchen in jener Gegend dient gewöhnlich für müde Wanderer zum Ausruhen. Nun war's in der heiligen Adventszeit, da mußte der Heimertshäuser Buttermann, mit einer schweren Last aufgekaufter Waare beladen, des Wegs daher, und weil ihm einer seiner Schuhe aufgegangen war und schon eine Weile übel geschlappt hatte, dachte er bei sich selbst: „Du warteſt, bis Du an das Brückchen kommſt, dort kannſt Du doch deine Kietze gut aufſtellen und den Schuh am beſten binden."

Unbeschrieen gelangte er an den wohl bekannten Platz; der Mond stand voll am Himmel, es war wenig vor Mitternacht, und überall so helle, daß er einen kleinen Kreuzer hätte auf dem Boden aufheben können. Da rannte den Dünzenröder Grund herab ein rieſiger Reitersmann mit langen Stiefeln und großen Sporen. Er saß auf einem starken, schnaubenden Apfelschimmel und ritt einen so schnellen sausenden Galopp, daß dem Zuschauer sich das Haar emporsträubte und das Herz im Leib zu zittern anfing. So stürmte er immer näher zur Brücke

heran, daß, wenn er's gewollt und gewagt hätte, er den Reiter mit dem Butterstecken hätte über den Kopf treffen können; er aber dachte nichts anders, als Roß und Reiter gingen über ihn und es wäre mit ihm Matthäi am Letzten. In heller Verzweiflung riß er das Maul auf und schrie: „Allmächtiger Gott, sei mir gütig, gnädig und barmherzig!" und that einen hölliſchen Angſtſchrei.

Auf dieſen Ausruf drehte der Reiter im Nu das Roß herum, daß es bolzengerade in die Höhe ſtieg, rannte ſeitwärts an ihm vorbei und mit demſelben in den dickſten Haufen des am Wege aufgeſchichteten Wellenholzes hinein, daß man hätte denken ſollen es ginge Alles in hunderttauſend Krümmel aus einander. Ohne ſeinen Schuh zu binden und ſich einmal umzuſehen, lief der Buttermann im ſchärfſten Trabe nach Hauſe.

Folgenden Tages mußte er wieder an dem Brückchen vorbei, und als er ſich dort die Arke Holz genau betrachtete, war auch nicht ein Unthätchen an ihr zu entdecken.

Der Reiter im Lauberg über Ilsdorf.

Bei ſternheller Nacht, in der Zeit der Zwölften, ging ein Ilsdorfer Mann in den Lauberg (La-berg im Mund des Volkes), der hart über dem Dorfe liegt, und in welchem der wilde Jäger faſt alljährlich ſonſt bei ſeinem

Auszug sich spüren ließ. Es war selbig Mal gar bitter kalt und dem Mann fehlte es an Holz, so wollte er sich hehlinger Weise einen Baum umhauen. Kaum aber hatte er nach seiner Ankunft sich einen solchen ausgesucht und die Säge angesetzt, als es ganz lebendig im Walde ward. Eine grausame Windsbraut fuhr in die Wipfel und schlug sie gegen einander, daß man hätte meinen sollen, sie wären eitel Strohhalme, dann gab's ein Geächze und Gekrach ringsum, als würden alle Stämme umgehauen und fielen wirre auf einen Haufen zusammen. Der Mann sprang auf und wußte nicht, was er anfangen sollte. Indem, so sprengt aus dem Berg heraus ein übermenschlich großer Reiter, der sitzt auf einem schnaubenden weißen Gaul und hat keinen Kopf. Als er den erschaute, raffte der Mann eilig sein Holzmachergeschirr auf, und rannte, als ob der Teufel ihn ritte, heulend davon. — Tags darauf sah er nach auf dem Platze Da war kein Baum beschädigt, auch keine Hufspur zu sehen.

Zwei Reiter am Rainhof.

Von Sichenhausen das Thal aufwärts nach dem Oberwalde ist eine Stelle, wo früher ein Hof stand, der Rainhof. Nah dabei heißt man es „uffem Kringel"; da sollen zwei überirdische Reiter umgehen. Sie haben Hüte auf

dem Kopf mit Treſſen daran, einer, wie der andere, und reiten dicht neben einander her. Aber ihre Pferde berühren den Waſen (Grasboden) nicht mit den Hufen, ſondern ſchweben nur ſo drüber hin. Nach etlichen Augenblicken, wenn man ſie geſehen hat, ſind ſie wieder in der Luft zerfloſſen. Auch ein unheimlicher, furchtbarer Hund ſchnurrt dann allemal vorüber, wann ſie ſich zeigen, und ſetzt die Arbeitsleute im Feld in Aengſte.

Drei Reiter am Neuhof bei Ruppertsburg.

Der Schäfer auf dem Neuhof bei Ruppertsburg ſah alle Mittag drei Reiter am See daher ſprengen. Sie ſaßen auf Schimmeln, waren auch ſonſt weiß angethan, hatten aber alle drei keinen Kopf. Als ihm das Stücklein zu oft kam, rief er andere Leute herbei; aber ſo oft ſie mit ihm gingen, und er ſie ihnen zeigte, ſahen ſie nichts, hörten auch keinen Hufſchlag auf der Erde. Der arme Mann mußte darüber viel leiden und ward ein alter Narr geſcholten, dem, Gott weiß was, geträumt hatte, obgleich er ſteif und feſt bei ſeiner Sache blieb, und Alles beſchwören wollte. Weil es ihm aber doch gar zu gruſelig war, gab er ſeinen Dienſt auf und zog weg aus der Gegend.

Der Horst bei Rudingshain.

Auf dem Horst stand früher ein Häuschen, darin haben wilde Leute gewohnt. Oftmals ist auch dort der wilde Jäger gefahren. Mitunter sahen Bauern, die im Feld schafften, oder den Berg hinauf gingen, ein kostbares Pferdegeschirr auf einer Hecke hängen, das glänzte in der Sonne, daß es nicht zu sagen war, und doch war nirgends ein Mann, dem das Zeug angehörte. Kamen sie herzu, so war die Hecke und Alles fort. Ebenso wurden da auch zwei, mitunter drei Weibsleute gemerkt, mit großen weißen Schürzen, die kamen herab und wuschen oben in dem Bache, hingen auch ihre Wäsche an derselben Hecke auf. Wollte man sie näher betrachten, so sah man weder von ihnen, noch von der Hecke etwas. Andre sagen, in jenem Häuschen hätten Nonnen gewohnt. Wer weiß es nun, wie das alle war!

Der Taufstein.

Der Taufstein ist vor Zeiten der heiligste Berg gewesen rings herum, und die alten Heiden haben dort ihre Kirche gehalten. Der heilige Bonifacius ist aber her gekommen und hat daselbst eine Kapelle aus Holz gebaut, und aus der Quelle die oben fließt, die ersten Christen im Vogelsberg getauft. Seitdem heißt der Berg der Taufstein.

Auf der Herchenhainer Höhe ist ein Felsbrocken, von dem herab hat der Heilige den Heiden gepredigt, den nennt man noch heute die Bonifaciuskanzel.

Der Bilstein.

Der Bilstein mit seinem spitzen Felsgestein soll in den alten Zeiten noch viel höher gewesen sein, und eigentlich der Bildstein geheißen haben, von wegen eines ungeheuer großen Götzenbildes, das da gestanden hat. Früher zündete man im Mitt-Sommer auch da Feuer an, und noch jetzt stecken, allemal am Pfingstabend, die Burschе von Busenborn eine mächtige Maie darauf unter lautem Gesange.

II.

Göttinnen und heilige Bronnen.

Christkindleins Wiege.

Ein Felsgeröll auf dem Wintersberg, einem einzelnen hohen Basaltkegel bei Freiensteinau, führt den Namen der „wilde Stein.“ In ihm ist eine ziemliche Vertiefung, die sieht aus fast wie eine Krippe, und Alt und Jung heißt

sie die Christkindchenswiege. Jungfrau Maria, die hochgebenedeite, soll hier auf ihrer Wanderung einmal über Nacht geblieben sein, und ihr holdes Jesuskind hinein gelegt haben. Andere aber sagen, es wäre die Frau Holle gewesen. Bis vor dreißig Jaren wurde hier immer auf Johannistag Musik und Tanz gehalten.

Der Frau Holle Loch bei Frischborn.

In den sumpfigen Wiesen zwischen Frischborn und Hopfmannsfeld liegt, neben anderen Quellen, an einer felsigen Erhöhung auch ein Born, der Frau Holle Loch. Da ist der Eingang zu dem prächtigen Schloß der Frau Holle, welches tief unter der Erde sich befindet, und nur dann und wann des Mittags von ihr verlassen wird, um sich im Sauzahl (weißen Wirbelwind) den Menschenkindern zu zeigen. So hütete einmal dort in der Nähe der Frischbörner Schäfer. Unversehens kam der Sauzahl, und eine wunderschöne Musik erklang um ihn her, so schön, wie er sie noch nie gehört hatte. Doch er entsetzte sich über die Maaßen und trieb seine Heerde ins Dorf, wo er allen Leuten die wundersame Märe erzählen mußte.

Das Wildholl-Loch bei Seibertenrod.

So heißt ein Wald zwischen Ober- und Unter-Seibertenrod, in dem eine tiefe Schlucht liegt und eine

Höhle, aus deren Dunkel seit undenklichen Zeiten, immer des Mittags, die wilde Holle herausgeht, und sich, wie früher, dann und wann dem menschlichen Auge sichtbar erzeigt. Sie ist gewöhnlich weiß gekleidet und freundlich, hat auch Niemanden nur das geringste Leid zugefügt. Die Höhle reicht weit fort bis unter den Vogelsberger Hof bei Mulstein, und hört da auf bei einem breiten Stein, der unten am Berg liegt. Daselbst kommt die wilde Frau auch oft heraus, um an die Oberwelt zu gehen.

Der Wildfrauborn bei Einartshausen.

Zwischen Stornfels und Einartshausen springt der wilden Frau Born. In ihm wohnt die wilde Frau, die ist aber nicht so böse, wie man nach ihrem Namen denken sollte, sondern meint es gar gut mit den Menschen, absonderlich mit den Weibern. Denn wenn eine Frau gerne ein Kindlein hätte, so braucht sie nur unbekust (stillschweigends) vor Sonnenaufgang dreimal aus dem Borne zu trinken, so battets (hilfts) ihr gewiß. Neben den Born braucht man nur das Tuch aufzuspannen und etwas in einer neuen Schüssel zu essen dabei zu stellen. Dann kann man unbesorgt fortgehen an seine Geschäfte. Es kommt darauf die wilde Frau in der Mittagszeit, begießt das Tuch und bleicht es so weiß, wie es die Menschen nicht können; die Speisen aber nimmt sie mit fort in ihre Wohnung.

Das wilde Weibsbild bei Birstein.

Eine Waldhöhle zwischen Birstein und Neuenschmitten heißt man „Am wilden Weibsbild“. Riesengroße Felsplatten liegen da so künstlich über einander geschichtet, daß es wie eine haushohe Mauer aussieht. Das soll der Ueberrest von dem Schloß sein, worin das „wilde Weibsbild“ wohnte, und wäre von ihm selbst gebaut worden, so stark wäre dasselbe gewesen. Das ganze Land rings herum gehörte ihm zum Eigentum und war ihm zehutbar. Das war aber so gekommen: das wilde Weibsbild hatte gesagt, es wolle nur so viel Land haben, als es mit einer Kuhhaut bedecken könnte. Als man ihm das erlaubte, schnitt es die Haut in ganz klimperkleine dünne Riemen, und erlangte so die Herrschaft über die ganze damit umspannte Gegend. Ehemals hat man das wilde Weibsbild auch gesehen. In der Adventszeit ging es um, weiß vom Kopf bis zum Fuße, und zwar um Mittag, wie gegen Abend. Aber das ist schon lange her. Jetzt hört man nicht viel mehr von den alten Geschichten.

Die Spinnerin auf der Altenburg bei Sichenhausen.

In Kaulstos war ein armer Mann, ich hab ihn noch recht gut gekannt, man hieß ihn nur den Katzenhannes, der ging nach Seemen zu einem Juden, und wollte ihn

um Frist bitten, weil er kein Geld zum Bezahlen hatte. Also schlägt er den gewöhnlichen Weg dahin über die Altenburg ein. Hart vor dem Seemerwald sieht er eine ihm unbekannte uralte Spinnerin sitzen, die trällert Wolle auf einem hübschen braunen Rädchen, und es liegt vor ihr ein Knottentuch mit Frucht, als wäre die gewaschen und sollte in der Sonne getrocknet werden. Die Alte hatte eine weiße Hülle auf dem Kopf und sah ihn an, ohne ein Wort zu verlieren, deutete aber mit der Hand immer auf die Frucht. Im Vorbeigehen griff der Katzenhannes auch darnach und steckte ein paar Körner, die ihm wie Weizen vorkamen, in die Tasche, darauf ging er seines Wegs. In Seemen sagte er zu dem Juden: „Schmul", sagte er, „wenn ich so viel Gold hätte, als Körner auf dem Tuch lagen, das ich auf der Altenburg sah, dann wäre meine Schuld längst berichtigt."

„Gottes Wunder," antwortete der Jude, „was hast Du gesehen?" Da erzählte ihm der Katzenhannes umständlich die Begebenheit, aber der Jüd wollt's nicht glauben und hielt's für einen „Aufbrand". Da langte der Andere in seine Tasche und sprach: „Nun sieh einmal, was das für schöner Weizen gewesen ist!" Aber es war das purlautere, funkelneue Gold, was er hervorzog. Jetzt hätten die Beiden keine zehn Gäule gehalten, sie liefen in einer Hast nach der Altenburg und

suchten und suchten an der wunderbaren Frau, doch umsonst. Sie hatten das Nachsehen und die schöne Gelegenheit war für immer verpaßt.

Die alte Frau im Schershain.

Ein Grebenhainer Mann ging über der Ahlmühle im Oberwald und kam an den Platz, wo ehedem das Dörflein Schershain gestanden, das im dreißigjährigen Krieg durch das Soldatenvolk so jämmerlich untergegangen ist. Da saß eine alte Frau neben einem Tuch, auf dem Knotten lagen, und spann gar emsig. Er bot ihr also freundlich die Zeit, wie sich's gehört, es war aber gegen Mittag hin, doch sie kümmerte sich nicht um seinen Gruß und spann fort. Jetzt ward er stutzig und besah sie sich genauer, allein er kannte sie nicht. Neben ihr lag ein großes Schlüsselbund. Im Vorbeigehen raffte er aus Langweil eine Hand voll Knotten auf und steckte sie in seine Tasche. Als er heim kam, waren's eben so viele Goldkörner.

Der Fraustein bei Windhausen.

Der Fraustein liegt unterhalb des Bilsteinkopfs bei Windhausen, und war früher größer, denn jetzt, sintemal er aus einer einzigen ungeheuren und zusammenhängenden Felsplatte bestand. Jedesmal, wenn's im Orte

Mittag läutet, dreht er sich um sich selber herum. Auf dem Wege nebenan läßt sich eine weiße Frau sehen, die wohnt im „Kindchesborn", und erschreckt die Kinder, wenn sie mit ihren Gelzen daher kommen. Auch sieht man manchmal daselbst einen gespenstigen Hund umherstreichen, der ist wild und erschrecklich, und hat feurige Augen, so groß, wie ein Teller.

Die Pfingstweide vor Klein-Eichen.

Wenn man die Anhöhe herabsteigt, die zwischen Groß- und Klein-Eichen liegt, so hat man eine grasige Niederung vor sich, welche die „Pfingstweide" heißt. Nebenan hat früher das Bornwäldchen gestanden und in dieser Gegend sollen anfangs die Leute von Klein-Eichen zuerst angesiedelt gewesen sein, ehe sie neben Lardenbach in den Grund bauten. An diesem Platze ist's nie recht geheuer gewesen. Ehemals stand daselbst ein uralter, unten geborstener Lindenbaum, gerade über einer Quelle, deren Wasser durch den hohlen Stamm sich zuletzt einen Ausweg suchte und mit leisem Gemurmel weiter floß. Aus diesem Born kam immer im Herbst um die Mittagszeit ein grau oder weiß gekleidetes Weibchen hervor, das sah man dann in dem Wässerlein des Thales seine Wäsche halten. Jetzt ist's aber schon gar lange her, seitdem man von diesem Waschweibchen nichts mehr gesehen und gehört hat.

Am Hirtenhäuser Rain.

In der Heimertshäuser Gemarkung ist eine Stelle, wo, nach dem Bericht der alten Leute, ehemals ein kleines Dorf, Hirtenhausen genannt, gestanden haben soll. Jetzt geht freilich längst der Ackerpflug darüber hin, und oben der Hirtenhäuser Rain, eine benachbarte Anhöhe, ist mit dem schönsten Buchenhochwald besetzt. Von dort sah man mitunter, zur Zeit der sommerlichen Sonnenwende, Mittags eine hehre weiße Jungfrau herabkommen, die war gar holdselig anzusehen, und ging stillschweigends in's Thal nach dem alten, fast verschütteten Ortsbrunnen. In demselben verschwand sie regelmäßig, daß man nicht begreifen konnte, wie es damit zuging.

Der tiefe Born und der Goldborn.

Zwischen Volkartshain und Kirchbracht befindet sich der tiefe Born. Der hat seinen Namen nicht umsonst. Um seine Tiefe zu probieren, schütteten die Bauern einmal hundert Wagen voll Steine hinunter, aber er wurde davon nicht verstopft, man merkte gar nicht, wo sie hinkamen. Nun stach man mit dem längsten Wiesbaum hinein, der im Dorf aufzutreiben war, allein der entschlüpfte den Händen, fuhr hinunter und kam erst vor Kirchbracht wieder aus dem Berge heraus. Ein neues

weißes Tuch stack an seiner Spitze, darauf waren goldene Buchstaben geschrieben, die aber kein Mensch lesen konnte. Der Platz, wo sich dieses Wunder ereignete, heißt jetzt noch „der Goldborn."

Der Milchborn bei Birstein.

Unterhalb des Birsteiner Schloßberges, wo der Weg nach Sotzbach hinführt, fließt gar ein starkes und hübsches Brünnchen, das ist der Milchborn. Aus drei Röhren sprudelt das Wasser. Die Buben kommen aus der dicken, die Mädchen aus den zwei andern. Wenn man das Ohr auf den Boden legt, hört man die Kinder im Wasser patscheln. Aus dem Milchborn sind alle Birsteiner geschöpft worden.

Der Hirzborn in Betzenrod.

Mitten in Betzenrod springt der Hirzborn, der hat feines, klares Wasser und die Eller geht dahin, wenn sie einer Frau ein Kind schöpfen soll. Ist's in der Nacht recht still, so soll man die noch nicht geborenen Kinder ganz deutlich im Borne schreien hören.

Kinderbrunnen zu Landenhausen.

Wenn die Eller mit dem neuen Blecheimer ausgeht, um einer Frau ein Kind zu langen, schöpft sie allemal

im Pfingstborn. Da halten sich die Ungebornen auf, und wenn oben das Wasser sich kräuselt und man genau darauf acht hat, soll man die kleinen Kinder auf dem Grund des Borns krabbeln sehen.

Der Hergottsborn bei Großendorf.

Unterhalb der Vorstadt von Büdingen, wo die Stadtbleiche endigt, springt ein Born, der wird von Alters her in hohen Ehren gehalten und sein Wasser allem anderen in der Stadt und in Großendorf vorgezogen. Er heißt der Hergottsborn. Aus ihm werden seit Menschengedenken die Kinder geschöpft. Der Weg etwas rechts davon heißt die Kreischhohl, und in stillen Nächten soll man hier mitunter ganz deutlich das Geschrei der ungebornen Kinder haben hören können.

Der Fettborn zu Meiches.

Wer kennt nicht die Meicheser Totenkirche? Sie liegt einsam auf der Höhe über dem Orte, und wenn man an das Erzählen kommt, könnte man von ihr ein ganzes Reff voll erzählen, daß Einem das Maul nicht still stünde. Vor ihr im Freien steht der alte heilige Taufstein, der ist jetzt zerborsten, seitdem einmal, Mutwillens halber, die Heidenleute (Zigeuner) bei nächtlicher Weile darin Feuer angezündet haben. Ehedem sammelte sich darin

Regenwasser, das war allezeit heilkräftig gegen die Augenkrankheiten, und die Alten haben es hehlings gar dick oben geholt. Sider selbiger Zeit aber ist seine Wunderkraft auf den Fettborn übergegangen, der im Grunde unter der Totenkirche springt, und er ist um deswillen „erüm und die dûm“ hoch berühmt. Nun war auch einmal ein Mann dort gewesen, und hatte aus der Quelle sich ein Glas voll gefüllt und dasselbe dann unter sein Wams gesteckt. Auf dem Rückweg, denn es wurde damals Heu gemacht, begegnete ihm einer mit der Sense auf dem Buckel, der sprach mit Spott zu ihm: „Nun, warst Du auch über dem Born?“ — Da schämte er sich, daß jener ihn für abergläubisch und nicht für aufgeklärt hielt, und sagte mit saurem Gesichte: „Ich will's nur gestehen, ja, ich hab' auch ein Glas voll von dem schlechten Wasser mitgenommen!“ Wie er aber das Wort „schlecht“ aussprach, zersprang ihm von selber klirrend das Glas unter dem Wams, und das Wasser lief ihm kalt über den ganzen Leib hinab bis in die Stiefel. Man sieht, das Gute soll man nicht verachten vor bösen Menschen!

Das Ziegelteichbörnchen bei Merlau.

Nicht weit davon, wo ehedem das Schloß zu Merlau stand, ist ein Börnchen, das Ziegelteichbörnchen, das steht in hohem Ansehen mit seinem Wasser, nicht blos im

Dorfe, sondern in der ganzen Gegend. Sein Wasser hattet (hilft) den Kindbetter'schen, wenn's bei der Geburt schwer zugeht, und wenn Leute irgendwo auf dem Abschied liegen, holt man es ihnen zum Labetrunke. Aus diesem Börnchen stammen alle Merlauer.

Der Goldborn auf der Feldkrücker Höhe.

Von Betzenrod nach Feldkrücken, etwas seitwärts am Wege, ist das Goldbörnchen. Zwei Soldaten saßen selbander auf der Bank vor der Hauptwache zu Frankfurt. Dem einen hatte es geträumt, so erzählte er, und der andere lauschte (hörte) zu: „Denk nur an", sagte er, und hielt sich den Bauch vor Lachen, „was man für zwerche Dinge doch träumen kann! Da soll's ein Ort im Reich geben mit Namen Feldkrücken, und dabei einen Goldborn, wo viele Schätze vergraben wären. Larifari, es mag mir auch dreimal davon träumen, ich glaub's doch nicht!" — Der andere Soldat aber, der aus dem Vogelsberg war, schwieg stille dazu und dachte: „Lache Du nur, ich weiß, wo Feldkrücken liegt, und item: kommt Zeit, kommt Rat!" Also bat er nicht lange darauf um Urlaub, und als er hinkam in's Gebirg, erkundigte er sich hinten herum der Gelegenheit, und richtig, das Glück war ihm günstig. Er hob den Schatz, brachte ihn in Sicherheit, und kaufte sich dann mit dem Gelde

vom Kriegsdienst los. Dann zog er in seine Heimat und ward ein großer Bauer, dem es wohl ging bis an's Ende.

III.

Umzüge der Götter.

Der König Nimrod.

Der König Nimrod war solch ein gewaltiger Jäger, daß er darüber Alles vergaß. Als er nun auf dem Abschiede lag, galt ihm seine Seligkeit auch nicht einen Pfifferling, und da ihm unser Herrgott die Wahl ließ, ob er in den Himmel zu Ihm kommen, oder, wie sonst, seiner Jägerei nachgehen wollte, bedachte er sich nicht lange, sondern griff nach seiner alten Passion. Seitdem ist er mit all seinen Spießgesellen verflucht, und fährt um Weihnachten hin allemal mit dem wüthenden Heer, unter grausamem Lärmen und Schreien, mit Rossen und Hunden über Wälder und Felder in der Luft um, und kann nimmer zur Ruhe gelangen. Darum heißt man ihn auch den „Wilden Jäger", und wer's kann, der geht ihm am Besten aus dem Wege. Sonst möchte es

Einem bekommen, wie dem Hunde das Gras, man hat dafür Exempel!

Der Auszug des wilden Jägers.

Zog der wilde Jäger vor Zeiten aus, so kam er immer vom Vogelsberg das Thal herab über die Wadenhäuser Mühle und fuhr mit seinem ganzen Heer in den Laubberg hinein, der über Solms-Ilsdorf liegt. Dies geschah regelmäßig im Spätherbst bis gegen die Christtage hin, immer nach dem Abendgeläute, und ein langer feuriger Streifen am Himmel zeigte dann allemal seinen Weg an. In demselben Augenblicke gab's im Walde ein abscheuliches Wesen mit Räderknarren, Geiselplatzen, Trompetenblasen; man hörte alle Thier-, Vögel- und Menschenstimmen durch einander, und dabei ward der ganze Wald so licht, daß man jedes Blättchen an den Bäumen hätte erkennen können.

Wenn die Ilsdörfer Weibsleute, die in den jungen Tagen dazumal noch dick in den Brechscheuern saßen, dies alles sahen und hörten, dann ließen sie die Arbeit liegen, hielten die Ohren zu und flohen, so hurtig sie konnten, ins Haus. Draußen traute sichs Niemand auszuhalten und den Herzhaftesten entfiel der Mut.

Auch erzählt man, daß bei solch einer Gelegenheit, als der wilde Jäger einmal sehr geschwind fuhr, ein Rad

von seinem Wagen losgegangen und vom Himmel mit einem großen Rumpel, wie bei einem rechten Donnerwetter, auf die Erde gefallen sei.

Der Weg des wilden Jägers.

Allemal, wenn der wilde Jäger sich spüren läßt, kommt er vom Oberwald über die „Helgen-Aecker" die Haide herab. Ein Mann aus Busenborn ging noch spät von Ilbeshausen zurück, und als er an die Breungeshainer Fichten kam, wo die Wege sich kreuzen, hörte er auf einmal bald vor, bald hinter sich ein Pferd hudern (wiehern). Er dachte anfangs, es seien wohl noch Leute auf dem Felde, weil er auch einen Wagen ganz deutlich näher kommen hörte. Allein er mochte sich in der mondhellen Nacht umsehen so viel er wollte, er sah nichts. So fuhr der Zug mit erschrecklichem Windsbrausen an ihm vorüber, daß er meinte, Pferde und Wagen gingen über ihn weg. Er tummelte sich also, soviel er konnte, daß er heim kam und als er in's Dorf eintrat, hürnte der Wächter gerade Mitternacht. Sein Ellerknänn (Großvater) aber, der noch wach war, sagte ihm, als er das Stücklein mit Schauder erzählte: „Das wundert mich gar nicht, dort ist immer etwas mit dem wilden Jäger der Märe gewesen."

Der wilde Jäger zieht in die Wetterau.

So ein Schäfer erlebt allerlei, was andere Leute ſich gar nicht vorſtellen können. Zum Exempel: der alte Eſchenröder Schäfer, Gott hab ihn ſelig, lag in ſeiner Schäferhütte im Felde. Es war der heilige Abend vor dem erſten Advent, und noch gar nicht ſpät am Abend — man konnte noch alles ganz deutlich ſehen — aber ein ſölcher (ſo ſchrecklicher) Sturm, der gedenkt Einem. Da rief mit einem Male eine furchtbar laute Stimme vom Walde an der Maalsbach herüber: „Schäfer, Schäfer, weiſe mir den Weg!“ Mein Schäfer ſteht auf und guckt nach der Gegend, von wo die Stimme kam. Da ſieht er einen einzlingen Mann mit einem gewaltigen Hunde am Waldrande auf und abgehen. Er ruft alſo: „Woher kommſt Du?“ — „Von oben her!“ — „Wo ſoll's hinausgehen?“ — „In die Wetterau!“ — Indem kroch der Schäferhund unter der Hütte hervor und ſeinem Herrn mit ängſtlichem Gewinſel unter die Beine. Da ging dem erſt ein Nachtlicht auf über die ſonderbare Begebenheit — den grauſamen Wind — den Jäger — die übermenſchliche Stimme — hurtig ſtieg er in ſeine Hütte und ſchloß das Thürchen feſt zu. Noch lange hörte er rufen: „Schäfer, Schäfer!“ Immer ſchwächer wurde Sturm und Stimme, bis der unheimliche wilde Jäger auf ſeinem Auszug hinab in die Wetterau gelangt war.

Der wilde Jäger auf dem Blösküppel.

Ueber dem Blösküppel, zwischen Burgbracht und Birstein hört man oft den wilden Jäger und sein Wesen in der Luft. Leute, die im Walde Holz lesen wollten, sahen ihn einmal am hellichten Tage, wie er in seinem blitzenden Wagen daherfuhr und drei oder vier Jäger und viele Hunde um ihn herum waren. Es war ein wahrer Heidenspektakel mit Pfeifen, Knallen, Kreischen, Blasen und Hundebellen, daß ihnen die Ohren gellten, die Haare zu Berge stiegen und sie vor Grusel sich unter die Fichten verkrochen.

Der wilde Jäger zieht heimwärts.

Hinter dem Bilstein, nicht weit von Metzelsborn und dem Oberhillers, blieben im Sommer zwei Gebrüder über Nacht, um früh Morgens weiter zu mähen. Es mochte elf Uhr herum sein, da hörten sie einen lauten Pfiff, dann noch einen. Erst wollten sie wieder pfeifen, dann ließen sie es, sie wußten nicht warum. Nun kam der wilde Jäger gefahren. Sie hörten ihn ganz nahe über sich, vor sich und neben sich. Er rief Juhu, Juhu, einmal schauerlicher als das andere Mal, und pfiff seinen Hunden. Sehen konnten die zwei nichts, aber die Hunde gauzten (bellten) hinter ihnen und sie hörten ihr Ge-

schnaufe ganz natürlich. So zog der wilde Jäger vorüber, und nach seiner Gewohnheit wieder heimwärts nach dem Oberwalde. Die Brüder fürchteten sich gerade nicht, es ward ihnen aber doch leichter um's Herz, als das Ding endlich aufhörte.

Der wilde Jäger sucht seine Gans.

Wo der Fußpfad von der Weidmühle nach dem Altenburgskopf läuft und ein Dreimärker steht, heißt man's „an der Maalsbach." Da hütete ein Eschenröder Mädchen sein Vieh. Unversehens kam aus dem Wald ein großer starker Jägersmann auf es zu, und fragte: „Hast Du meine weiße Gans nicht gesehen?" — „Nein", sagte das Mädchen. Da ergriff dieser, als wär's federleicht, ein großes Kalb vor den Augen des erschrockenen Mädchens, sprang mit einem Satz damit vor den Wald, und rupfte ihm im Augenblick alle Haare aus, daß man die bloße Haut splinternackt sehen konnte. Dann trug er's zurück, und sagte mit einer Stimme, als käme sie aus dem Grabe: „Da, nun hast Du eine weiße Gans!" Alsbald machte er sich unsichtbar. Das war Niemand anders, als der wilde Jäger.

Die ledernen Hosen.

Immer zu der Jahreszeit, wenn der wilde Jäger durch „das Linnes“ zog, geschah es, daß einzelne Leute, die auf dem Pfad von Lehnheim nach Nieder-Ohmen durch den Wald gingen, an einem gewissen Baume daselbst ein paar ungeheuer große lederne Reithosen hängen sahen, die aber jedesmal über und über mit Schmutz bedeckt waren. Machten sie sich näher hinzu, so rief aus ihnen heraus eine überlaute Stimme: „Putzt mich! „Putzt mich!“ Wer nun nicht faul war und sich an das angeforderte Geschäft alsbald begab, und nach Vollbringung desselben in die Hosentasche griff, der fand jedesmal darin einen ganz alten, schweren Silberthaler, mehr aber auch nicht. Den durfte er unbeschrieen mitnehmen und behalten — es war der Lohn des wilden Jägers — dann aber sah man die Hose nicht mehr. Ueberhaupt nur solche, die als güldene Sonntagskinder oder mit einer Westerhaube jung worden waren, empfingen diesen sehnlich begehrten Glücksthaler. Die Anderen aber, die auf den Ruf auch herzueilten, mußten, wie mit den Füßen angewurzelt, eine Weile vor der Hose stehen bleiben, und konnten erst nach ihrem Verschwinden wieder den gewohnten Weg ungefährdet fortsetzen.

Die Hasen des wilden Jägers.

Bei Merlau ist ein Wald, „das Linnes" genannt, da zieht der wilde Jäger immer durch, wenn er um Advent sein bekanntes Wesen anhebt. Dann war früherhin des Morgens ein großes Wunder zu erschauen. An den höchsten Wipfeln der Waldbäume hingen erlegte Hasen, die hatte er daran gehängt, und man konnte an ihnen ordentlich die Richtung verfolgen, die das wilde Heer genommen haben mußte.

Die Flucht vor dem wilden Heer.

Im Thälchen unter dem Eschenröder Küppel war ein Bauer noch kurz vor dem Abendläuten mit seinem Vieh draußen, als sich von dem Maalsbachgrund her ein wüster Lärm erhob mit Schreien, Pfeifen und Hundebellen und in der Luft gerade auf ihn losfuhr. Das Vieh fing an unruhig zu werden und zu büßen (durchzugehen), und er erfaßte vor jähem Schrecken eine fortspringende Kuh am Schwanze, welche ihn bis vor's Dorf schleifte, wo er erst wieder zu sich selber kam. Er fragte die aus derselben Gegend des Feldes nach Eschenrod heimkehrenden Leute, ob sie auch das wüthende Heer gesehen hätten. Aber kein Mensch wollte davon etwas wissen. Es sei ja ganz still gewesen weit und breit, sagten sie, und kein Blatt am Baum habe sich geregt.

Die entführte Leuchte.

Daß im Linnes, beides dem großen wie dem kleinen, von Alters her es mit dem wilden Jäger nicht richtig ist, braucht man Niemanden zu sagen — es ist eine weltbekannte Geschichte. Nun wollte einmal in der heiligen Adventszeit von Grünberg aus ein Mann von Nieder-Ohmen bei sehr dunkler Nacht wieder heimwärts, und hatte sich aus Vorsorge, um nicht im Walde des rechten Weges zu fehlen, eine Leuchte mitgenommen.

Ehe er aber noch in denselben kam, entstand ein furchtbarer Sturm in der Luft, und er hörte über sich ein Heulen und Pfeifen, das ihm artlich genug vorkam, doch ging er tapfer seines Weges weiter. Auf einmal, als er kaum den Wald betreten hatte, hörte er eine Koppel Hunde wütig um sich her bellen, Geiseln platzten, Stimmen riefen, sehen aber konnte er trotz alledem nichts. Gleich darnach stand er stille im Dunkeln, denn seine Leuchte war fort; er konnte gar nicht begreifen, wie sie ihm aus den Händen gekommen war.

Was thun? Zitternd tappte er sich, so vorsichtig als möglich, durch die Düsterung des Waldes weiter fort. Ueber ihm schlugen die Aeste der Bäume gegen einander, als sollten sie alle umfallen, das zuerst gehörte unheimliche Wesen aber verzog sich immer mehr in die Ferne. Allgemach gelangte er aus dem verrufenen Revier heraus,

und erreichte, am ganzen Leibe bebend wie Espenlaub, das blache Feld.

Nachdem er hier wieder ein gutes Stück fortgegangen war, sah er auf einmal vor sich auf der Straße etwas blinken. Er kam dem Ding näher und näher, und siehe da — es war seine Leuchte, die ihm auf eine unerklärliche Weise aus den Händen gekommen war. Sie war vollständig unversehrt, und das wilde Heer hatte sie ihm also über eine Stunde Wegs weit mitgenommen. Als er dieses Alles so recht inne ward, griff er rasch zu und tummelte sich, was er nur konnte, daß er davon kam. Die Nachtwanderungen durch das Linnes aber hat er seitdem grundmäßig aufgesteckt.

An der Astruth.

Die Astruth, die große und die kleine, so heißen nämlich zwei kleine Bergwäldchen auf dem Höhenzuge, wo der Gackerstein nach Michelbach hinabzieht. An dem Platz ist schon mehr als Einem das Lachen vergangen. Zwei Busenbörner wollten dort einstens am Abende Holz holen. Als sie im Wald sich befanden, war's ihnen, als rausche neben ihnen ein großes, großes Wasser, und ein Hund oder ein anderes Gethier patschele auf sie zu. Sie konnten nicht ausmachen, was das für ein seltsam Ding sein sollte, und huben sich eiligst davon. Zu Hause

aber schämten sie sich ihrer Furcht und kehrten des folgenden Abends zu viert an denselben Ort zurück, nachdem sie sich fest das Wort darauf gegeben hatten, der Sache auf den Grund zu sehen. Dazu konnten sie bald kommen. Denn kaum dort angelangt, zog's die Breungeshainer Haide herunter mit gottesmärterlichem Spektakel. Alles schallte durch einander: Vögelstimmen, Hundebellen und Jauchzen, Gäulsgetrappel und Wiehern, daß man sich die Ohren zuhalten mochte. Mitten inne in dem ganzen Lärm aber tönte es wie die Stimme eines Menschen, der dem Wesen gebot. Die Vier erinnerten sich ihres Versprechens und eilten, jeder auf einem andern Weg, auf die Gegend des Lärms zu. Aber da war's stille. Tief unten im Michelbacher Grunde dagegen ging nun der Spektakel los; und doch war's windstille überall, und war dann wieder über ihnen und neben ihnen. Da hielten sie es für's Beste umzuwenden und waren herzensfroh, als sie die Lichter des Dorfes erblickten, wo sie ganz vergeistert ankamen. Es wird ihnen ewig gedenken.

Der Geisterwagen auf dem Gebück.

Ein Büdinger Steinhauer, der in der Vorstadt wohnte, wachte in der Nacht auf und es deuchte ihm gegen fünf Uhr Morgens zu sein, um welche Zeit er gewöhnlich zur Arbeit in den Steinbruch sich aufzumachen pflegte. Er

that sich also rasch an und zog die einsame Straße entlang, bis er in die Nähe des Jerusalemsthors kam. Da auf einmal rasselte ein prächtiger Herrenwagen den Löhsteg daher und an ihm vorüber, gerade das Gebück hinauf, hast du nicht gesehen. Mein Steinhauer dachte: „den Weg kannst Du sparen, lauf dem Wagen nach und setze Dich hinten auf, so bist Du hurtig an Deinem Platze!“ Allein das Ding ging doch nicht so leicht, als er sich gedacht hatte. Der Wagen fuhr mit einer solchen Geschwindigkeit bergaufwärts und oben an der Stadtmauer unter den Weinbergen her, daß er jedes Mal, wenn er denselben zu erreichen glaubte, wieder weit von ihm war. So ging sein Lauf und die tolle Fahrt weiter bis ans Bandhaus vor dem Oberthor, da hinein fuhr der Wagen in vollem Galopp, und damit war Alles zu Ende. Denn in demselben Augenblick schlug es zwölf Uhr vom Schloßthurm, und todtmüde und schweißgebadet stand der Steinhauer vor der Mauer des Bandhauses. Aus demselben kam ein ungeheuer großer Hund mit feurigen Augen auf ihn losgestürzt, vor dem er eilends entfloh. Erst nachher verwunderte er sich über seine Einfalt, daß er vergessen hatte, welche Zeit es war, nämlich Advent, und daß er an dem Kutscher auch keine Spur von einem Kopf hatte entdecken können.

Der nächtliche Wagen am Forellenteich.

Am obern Forellenteich waren vor etlichen Jahren Ilbeshäuser Leute über Nacht, um auf der Haide Heu zu machen. In der Mitternacht sahen sie auf einmal einen hohen Wagen, der mit Tüchern zugehängt war, daher kommen. Der Kutscher und die Pferde hatten aber keinen Kopf. Er fuhr dreimal um den Teich, dann verschwand er, ohne daß sie wußten, wo er hinkam.

Am Seedamm.

Von Rudingshain ging in den alten Zeiten ein Mann hinauf in den Oberwald, wo er etwas zu schaffen hatte. Als er gerade an dem Seedamm her schritt, und sich nichts versah, rauschte der Wind sehr stark und ohne den mindesten Hufschlag jagte vor ihm ein riesiger Reiter her, der hatte keinen Kopf, und der Gaul, auf dem er saß, auch keinen. Das geschah am lichten Mittag und dauerte nicht länger als man Amen sagt: der wilde Jäger soll's gewesen sein.

Der wilde Jäger an der Neuhecke.

Wo die Neuhecke, ein wunderschöner Buchwald unter dem Bilstein, auf den „Baalsweg" stößt, stehn junge Fichten gepflanzt. Zwei Eschenröder Weidbuben hüteten daselbst ihr Vieh. Da sagte der eine Bub zu dem andern:

„Du, guck einmal, in den Fichten ſteht ja ein großer grauer Jäger.“ Neugierig lief der andere dahin, konnte aber nichts ſehen. Er hörte nur einen grellen Pfiff, daß ihm die Ohren weh thaten, und nun kam ſolch eine ſtarke Windsbraut aus den Fichten geſchoſſen, daß er davon umgeworfen wurde. Er fiel den langen Weg hin auf den Leib, ſeine Schuhe flogen hinter ihm hoch in die Höhe, ſeinen Hut aber trieb der Wind weit von dannen. Als er ſich wieder aufgerappelt hatte, fuhren die Buben ſo geſchwind, als ſie konnten, hinweg, denn ſie hatten den wilden Jäger ſatt gekriegt für dies Mal.

Ueberreſte der wilden Jagd.

Ein Burſch von Michelbach blieb im Heumachen über Nacht in einem großen Heuhaufen auf der Wieſe. Um Mitternacht wachte er auf über einem furchtbaren Getöſe um ihn her, das kam näher und näher, als wenn viel tauſend Hörner bliefen, Hunde bellten und Menſchen laut und wirr durch einander tobten. Das Herz im Leibe zitterte ihm, vor Angſt kroch er tiefer in den Heuhaufen hinein und wagte kaum Athem zu holen. Es war ihm ordentlich, als wenn eine Koppel Hunde um ihn herum jagte, und er ihr Schnauben hörte. Am Morgen, als er den Kopf herausſtreckte, merkte er wohl, daß der wilde Jäger dageweſen war, denn rings um ſeine Lager-

flätte lag es weiß von den vielen Knochen, welche die Hunde desselben hinterlassen hatten.

Der wilde Jäger am Wahnerweg.

In Michelbach war ein Mädchensding, das wollte sein Vater zwingen, es sollte einen Bursch nehmen, den es absolut nicht leiden mochte. Weil es nun seinen eigenen Kopf hatte, wie eine Schnitzbank, litt es auch sein Vater nicht, daß es auf den Schotter Sommermarkt hinab ging zum Tanze mit seinen Kameraden. Er hieß es statt dessen auf's Feld hinaus gehen und Korn schneiden.

Das Mädchen, was wollte es machen, mußte gehorchen, so sauer es ihm auch ankam; der Acker aber lag am Wege, der von Michelbach nach der Maalsbach führt, und von dem Fußpfad von Busenborn nach Schotten durchschnitten wird. Die Sonne brannte ihm heiß auf den Kopf unter der Arbeit, denn es schaffte drauf los, um sich den Brast zu vertreiben, und kein kühles Lüftchen zog daher.

So wurde es Mittagszeit, als im Walde erst ein Hund, dann immer mehrere zu bellen und zu heulen anfingen. Dazwischen platzten die Peitschen und Hörner erklangen, Stimmen riefen, und das wurde zuletzt so arg, daß man sein eigen Wort nicht hörte. Zudem verfinsterte sich die Sonne, ein grausamer Sturmwind beugte die

Wipfel der Bäume, und es ward dunkel, als ob es ein rechtes Herrgottswetter (Donnerwetter) geben wollte.

Das Mädchen lief bestürzt nach dem Wege, indem sieht es die wilde Jagd daher brausen. Voraus flatterten die Raben, dann folgten in die zwanzig weiße Windspiele, und unter ihnen, hoch zu Roß und grasegrün gekleidet, doch ohne Kopf, der leibhaftige wilde Jäger. Er schwang seine Jagdgeisel mit lautem Halloh rings um sich her, und sprengte den Berg hinunter, hast du nicht gesehn.

Dem Mädchen entfiel aus Angst über diesem Teufelsgespüknis die Sichel, die ließ es liegen und eilte ohne sich umzusehen in's Dorf, noch immer zitternd und bebend. Daheim erzählte es Alles, was ihm begegnet war, und als es Viele ihm nicht glauben wollten, erbot sich's auch die ganze Sache vor Amt zu beschwören. Seitdem heißt der Weg der Wahnerweg (Weg auf dem es wandert, umgeht, spukt,) und wer ihn bei Nachtzeit nicht zu gehen hat, der kann sich glücklich preisen.

Der wilde Jäger und der Vogelhändler.

Ein Mann von Eschenrod, der alte Böcher, gab sich damit ab, im Winter die Tannenfinken lustige Stücklein zu lernen, damit verdiente er sich manchen Kreuzer. Nun war er einmal in der Adventszeit nach Michelbach gegangen, um Vögel einzuhandeln, und hatte auch eine

schöne Partie bekommen, die trug er in der Hand in einem geflochtenen Korbe bei sich. Dazumal lag aber schon tiefer Schnee überall, und der Weg ging glatt (sehr) bös; da wird so ein alter Mann hundsrackermüde.

Als er oben an die Bäume über der Maalsbach kam, sah er unten an der Bach einen großen Schlitten und einen einzlingen Mann mit Hunden dabei. Da freute er sich nicht wenig und rief ihm zu: „Wartet mir, wartet mir, ich will mitfahren!“ Richtig kam er auch an das Gefährt, denn er war tapfer drauf losgegangen.

Die Hunde liefen aber so unheimlich um ihn herum und schnupperten an ihm und seinem Vogelkorb herauf, und wie er es recht weis wurde, wuchsen sie größer und größer von Minute zu Minute, und auch der graue Mann sah so fürchterlich groß und gruselig sich an, daß ihm eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief. In seiner Herzensangst fing er laut an zu beten:

„Weicht ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein.“

Wie er das Wort „Jesus“ aussprach, war's, als führe der Sauzahl *) in die Höhe, und von dem Jäger, dem

*) Zusammengezogen aus Sau-zagel, der Wirbelwind, eigentlich Name des Teufels, der nach dem Volksglauben diesen Wind erregt.

Schlitten und den Hunden war auch nicht mehr eine Spur zu sehen. — Das ist eine Grundwahrheit, der alte Böcher hat's in der Spinnstube gar dick die Rede gehabt, man darf es weiter erzählen, daß es gerade so vorgegangen ist.

Der wilde Jäger und die Kinder.

Wo jetzt dem Busenbörner Kastenmeister sein Haus ist, stand ehemals eine Scheuer, zwerchüber der Straße. Wenn nun der wilde Jäger vom Oberwald herabkam, allemal in der Zeit vor Weihnachten, dann fuhr er gemeiniglich da hindurch. Meistens merkte man sein Kommen gegen Abend hin, und am Himmel ward es so helle, als ob irgendwo Feuer angegangen wäre, vorablich sah man einen feurigen Schwanz ihm nachziehen, so lang wie ein Wiesbaum. Kinder sahen ihn einmal daherfahren, als sie mit ihrem trockenen Abendbrod vor dem Hause standen, und riefen ihm zum Uz zu: „Wirf mir auch einen Käs herunter!" Da fiel auf einmal, hart vor ihrer Nase, ein Käse von oben herab, der war riesengroß und stank wie die Pest. Die Kinder hörten ihn auf die Gasse platschen, hielten die Nase zu und flüchteten eiligst in den offenen Hauszährn, dessen Thüre sie fest verriegelten.

IV.

Weiße Frauen.

Im Antoniter-Kloster zu Grünberg.

Das frühere Antoniter-Kloster zu Grünberg ist jetzt in ein Schloß verwandelt, und seit langen Jahren wohnt der Landrichter und Rentmeister darin. In mancher Nacht hat der Bäcker, der „in den Höfen" wohnt, den einen Flügel desselben, der unbewohnt ist, erleuchtet gesehen, und eine himmlische Musik gehört, die von keinem Sterblichen herrührte.

Die ledige Schwester eines Rentmeisters war in der Adventszeit lange aufgewesen, so daß es gegen Mitternacht sein mochte. Unvermerkt that sich da auf einmal die Thür ihres Zimmers auf, und zwölf weiße Jungfrauen traten herein, eine schöner als die andre. Sie stellten sich in einen Kreis um sie herum auf und hoben einen Gesang an, der lautete so süß und wunderschön, daß es nicht zu sagen ist.

Das Mädchen traute seinen Augen und Ohren nicht, und fiel aus einer Verlegenheit in die andre, weil es nicht wußte, wo es mit dem Ding hinaus wollte. Endlich sagte es in großer Befangenheit: „O, welch ein

hoher Besuch ist das!“ Da war die Erscheinung eben so schnelle fort, als sie gekommen war, nur einen Augenblick noch hallte der Gesang draußen auf der Hausflur nach, bis er verging.

Die Jungfrau im Kellergarten.

Unfern der Eichelsdorfer Kirche, welche einsam über dem Orte sich erhebt, liegen die Kellergarten. Hierhin waren vor vielen Jahren Leute gefahren, um Holz zu machen. Einer von ihnen sah eine goldiggelbe Schlüsselblume vor sich stehen und steckte sie, nachdem er sie abgebrochen, in den Mund. Sogleich kam ihm die ganze Gegend verändert vor. Er stand vor einem Berge, in welchen eine Thür hinein ging, und sah eine hübsche weiße Jungfrau, die schien auf ihn zu warten und winkte ihm gar freundlich herbei zu kommen. Der Mann folgte mit einigem Zittern; die Jungfrau ging voraus und indem er sich hart hinter ihr hielt, kam er durch einen dunkeln Kellergang in ein hohes, lichtes Gemach, in welchem allerlei Schätze aufgehäuft lagen. Da warf er die Blume zur Seite und griff gierig nach dem vielen Golde, um sich die Taschen zu füllen. Aber die Jungfrau fing auf einmal an zu reden: „Freund, du hast das Beste verloren!“ Darüber erschrack er und lief hinaus, und hatte keine Ruhe, bis er heimkam. Ein

paar Goldstücke fand er zwar in der Tasche, aber nie konnte er sich darüber trösten, daß er so einfältig gewesen und die Wunderblume weggeworfen hatte, denn die Jungfrau und die Thür ward nicht wieder vor ihm sichtbar.

Das Schloß zu Altenhain.

Unterhalb Altenhain findet sich eine Erhöhung, „der Hüwel" geheißen, und gleich nebenan „der Pfaffenstrauch". Hier soll einst ein stolzes Schloß gestanden haben, das aber längst vom Erdboden verschwunden ist. In mancher Mitternacht jedoch sieht man's wieder dastehen, wie es gewesen ist, mit seinen Thürmen und Zinnen, und alle Fenster helle erleuchtet, als wenn drinnen ein großes Fest gefeiert würde. Dann erscheint mitunter auch das Schloßfräulein, das ist schneeweiß angethan und von wunderbarer Schönheit, aber es redet nichts, sondern klagt nur leise und wimmernd um die vergangene Herrlichkeit und seufzt ohne Hoffnung nach seiner Erlösung.

Die Königstochter im Bilstein bei Lauterbach.

Bei der Stadt Lauterbach erhebt sich der Bilstein, ein mäßiger Berg, der mit Wald bestanden ist, und einen prächtigen Steinbruch mit dem allerschönsten Säulenbasalt vor sich hat. Ehedem stand da ein stolzes Schloß, darin wohnte ein alter König mit seiner Tochter, welche ihres

Gleichen nicht hatte in allen Landen an Schönheit. Aber das gehorsame Herz und fromme Gemüt fehlte ihr. Sie entbrannte gegen einen Niedern in unziemlicher Liebe, und als ihr Vater sie deshalb schalt, gerieth sie in einen so starken sündlichen Zorn gegen denselben, daß sie mit eigner Hand ihn hinterlistig erstach. Seitdem ist das Schloß versunken in den Berg mit all seiner Herrlichkeit, und wirre Steinhaufen bedecken die verfluchte Stätte. Die unnatürliche Königstochter geht seitdem in weißem Gewande Mittags und Mitternachts um, ohne Rast und Ruh, und fleht die Menschen mit kläglichen Geberden an um ihre Erlösung. Allein ihre Zeit muß immer noch nicht aus sein, weil fast alljährlich Leute kommen, die sie gesehen haben, und vor ihrer plötzlichen Erscheinung geflohen sind.

Der Liederbacher Schäfer,

der alte nämlich, er ist schon längst begraben, hat's erlebt, er konnte tausend Eide darauf schwören, und er konnte es auch beweisen. Es trat einmal als er auf der Hutweide war, der Platz ist mir vergessen, aber es mochte gegen Mittag sein, unversehens eine gar liebliche weiße Jungfrau zu ihm, die sprach ihm zu, er solle das gute Werk thun und sie von ihrer Verwünschung erlösen, denn dazu sei er bestimmt.

Erstaunt fragte er, was er dazu thun könne? Sie antwortete, er solle morgen um dieselbe Zeit wieder kommen und seinen kleinen Buben mitbringen, wenn der sie dreimal hinter einander küsse, dann höre ihr Bann auf, und zum Lohne erhalte er dann die Schlüssel zu dem Möncheberg bei Leusel, und all die versunkenen Schätze, die da von den grauen Mönchen vor Zeiten vergraben lägen, würden alle sein Eigentum. Also besann sich der Schäfer nicht lange, und willigte ein, das Begehren zu erfüllen.

Am folgenden Tag nahm er seinen kleinen Buben mit hinaus und wartete die Zeit ab. Auf den Glockenschlag elfe kam die Jungfrau wieder aus dem Walde, ging auf ihn zu und griff nach seinem Kinde. Aber dieses scheute vor ihrem fahlen Gesicht und den Augen, so groß wie eine Sackuhr, und wendete sich mit Schrecken um nach seinem Vater. Da riß der Schäfer sein Kind mit Gewalt der Jungfrau wieder aus den Armen, denn es war sein Herzblatt und ging ihm über Alles.

Doch die geteuschte Jungfrau ergrimmte über die Untreue der Menschen, hob das Bund eiserner Schlüssel, das sie trug, in die Höhe, und traf ihn damit so hart auf seinen Arm, daß er blitzeblaue Mäler davon behielt all sein Lebtag. Dann sagte sie mit klagendem Munde: „Jetzt muß ich wieder ohne Ruh umgehen, bis auf dem

Möncheberg aus einem Haselstrauch ein dicker Baum erwächst und aus seinem Holze eine Wiege gezimmert wird, und das erste Kind, das darin gewiegt wird, das wird mich dann erlösen!“ Damit hub sie sich davon, und der Schäfer hat sie nie wieder gesehen.

Weiße Frau an der Hillersbach.

An der Hillersbach, zwischen Burkhards und dem Bilstein, ist's nie ganz just gewesen. Es soll dort ein Dorf gestanden haben. Vom Wald her bis zum Steg über das Wasser tanzen oftmals Lichter vor den nächtlichen Wanderern, dann erlöschen sie plötzlich. Leute, die im Felde arbeiteten, sahen einmal dort ein schauerliches Wahnerding (Gespenst) vor dem Walde auf und ab gehen. Es war eine weiße Frau, welche ihnen winkte. Sie ließen sie aber winken, so viel sie wollte, und liefen davon, wie die Weidhirten, denen von selber das Vieh zu büßen anfing.

Die Schloßjungfrau auf der Altenburg bei Sichenhausen.

Die Altenburg über Sichenhausen ist ein jäher Berg, unter welchem dies sehr arme Vogelsberger Dörfchen liegt. Oben sieht man zerstreute Felsen, und findet in der „heiligen Seif“ (sumpfiger Wiesgrund) den „Gesprengsborn“, die Quelle des Seemenbachs. Vor Menschen-

gedenken stand ein Schloß auf dieser Höhe, von dem ist nichts mehr übrig. Inwendig im Berg sind große Schätze aufgehäuft, die werden von einem feurigen Hunde bewacht. Verschiedentlich hat sich auch eine weiße Jungfrau dort sehen lassen, die singt mit rührender Stimme ihre Lieder durch die stille Mitternacht, und tanzt auf einem Beine im Kreise herum. Wo sie stille hält, soll sich die Schatzkammer des Schlosses aufthun. Wer das Herz hätte hinzugehn, der könnte sie erlösen und reich werden für sein Leben.

Zwei weiße Jungfrauen auf der Altenburg.

Es ist etwas daran, man mag sagen, was man will: Oben auf der Altenburg bei Sichenhausen befindet sich ein tiefes Loch, wer das erblickt und mit dem Fuße auftritt oder das Ohr an den Boden legt, der merkt, daß es hohl da drunten ist, denn es hallt dumpf aus dem Berg herauf.

Von so merkwürdigen Sachen wußte aber der Bettelkaspar nichts, denn er war ein armer Kälberhirt zu Kaulstos und stammte eigentlich aus dem Hessenland — als Findling hatten sie ihn in Sichenhausen erzogen. Schon manches Jahr war er mit seinem Jungvieh auf die Altenburg gefahren und hatte dort ungefährdet dasselbe gehütet.

Da geſchah es denn eines Abends, als er oben auf einem Stein ſaß und ſein trockenes Hirtenbrod verzehrte, daß plötzlich, ohne daß er wußte woher es gekommen, ein gar freundliches graues Männchen vor ihm ſtand. Es war klein und uralt und hatte ſilberweißes Haar und Bart. Gleich fing es an zu ſprechen.

„Du biſt der rechte Mann,“ ſagte es, „denn du weißt nichts von Vater und Mutter und haſt keine Heimat, dich kennt Niemand, du ſollſt zwei Jungfrauen erlöſen, die hier in den Berg gebannt ſind. Komme morgen Mittag, genau um zwölf Uhr, wieder mit deiner Heerde herauf, ſag aber bei Leibe keiner Seele etwas davon. Die Jungfrauen werden ſich dann zeigen, du ſollſt gar nichts thun, als ihnen nur ihre Bündel tragen und mit ihnen durch die Luft nach dem Berg Sinai fahren. Dort ſind die Schlüſſel zur Altenburg aufbewahrt, die bekommſt du zum Lohne. Erlöſet ſind dann die Jungfrauen, und du findeſt die unterirdiſche Thür zu dem Schloß, und die vielen Fäſſer roten Goldes und edlen Weines ſind alle dein eigen. Thuſt du aber nicht, wie ich dir hier ſage, ſo dauert es wieder volle hundert Jahre, ehe Einer geboren wird, der die Jungfrauen erlöſt und die großen Reichtümer erhält.“ —

Das Ganze kam zwar dem Bettelknaben artlich genug vor, allein er dachte ein gutes Werk zu thun, wenn er

die Jungfrauen erlöſete, und das Geld war doch auch ein Gegenſtand, der bei der Betrachtung ſehr in die Waagſchale fiel.

Alſo verſprach er hart und feſt Alles zu thun, was das Graumännchen wollte, und gar vergnüglich ging das von ihm weg. Zu Haus ſagte er ſeiner Frau nicht das Geringſte, auch kein Sterbenswort, doch hieß er ſie das Eſſen früher denn ſonſt zurichten, und obſchon er über der Geſchichte in der Nacht kein Auge zuthun konnte, machte er ſich doch zur feſtgeſetzten Zeit auf den Weg, und kam hinauf mit dem Vieh auf die Altenburg.

Es ſchlug drunten grade zwölf Uhr, da ſtand das graue Männchen wieder vor ihm, und die zwei Jungfrauen waren auch da, die Reiſebündel lagen vor ihren Füßen und das graue Männchen verneigte ſich einmal über das andremal vor ihnen. Der Bettelkaspar ging herzu und betrachtete ſie ſich genauer. Es waren ihrer zwei, ſie waren groß von Geſtalt und hübſch, aber blaß von Geſicht, und weiß gekleidet bis auf die Schuhe, hatten auch weiße Tücher um den Kopf.

Nun ſagte das graue Männchen: „Jetzt nimm die Bündel auf den Rücken, denn es wird gleich der Sauzahl kommen, der nimmt Euch alle mit ſich; brauchſt dich aber nicht zu fürchten, es geſchieht dir kein Leid.“ Der Bettelkaspar wußte nicht recht, was er thun ſollte,

er regte keinen Finger, denn es fiel ihm in dem Augenblick ein, der große Wind könnte ihn am Ende in das Wasser treiben, und wenn er da hinein fiele, dann wär's aus mit seinem armen Leben.

Doch blieb ihm keine Zeit diese Bedenklichkeit auszusprechen, denn in demselben Augenblick schrieen die Jungfrauen mit gar schriller ängstlicher Stimme; was es gewesen, verstand er nicht, und als er sich umsah, stand hinter ihnen ein großer, schwarz und gruselig anzusehender Mann, dem schlug das gebrannte Feuer aus dem Halse heraus. Als er den sah, konnte er nicht länger an sich halten und schrie aus Leibeskräften um Hilfe.

Alles verschwand im Handumwenden; er aber, was gibst du, was hast du, ließ seine Heerde, sein Brod und Messer im Stich und lief davon. So kam er nach Burkhards zum alten Pfarrer und erzählte ihm den ganzen Vorgang. Der wußte ihm aber wenig Trost zu geben, was das bedeuten sollte. Später ist der Bettelkaspar nie mehr auf die Altenburg gefahren, und als über's Jahr der Kukuk wieder rief, haben sie ihn begraben; der Schrecken war ihm zu sehr in die Glieder gefahren.

Die weiße Frau und das Waisenkind.

Vor mehr als sechzig Jahren ging eine Schaar Mädchen aus Burkhards in den Schwarzwald, welcher

zwischen dem Dorfe Streithain und „dem Niedern“, einem ausgegangenen Orte, links von der stumpfen Kirche liegt. Sie suchten Beeren und fanden ganz besonders viele und schöne unter einem Steingerölle, in dessen Mitte ein sehr großer und oben platter Stein sich zeigt.

Eins der Mädchen, ein armes Waisenkind, stieg da hinauf, um sich umzusehen. Kurz darnach geschah ein Knall, als donnerte es unten in der Erde, und mit angstvollem Gesicht, keines Wortes mächtig, stürzte das Mädchen herab, überschlug sich und brach einen Arm. Seine Kameraden sprangen zu ihm und waren ganz außer sich.

Als sie fragten: „Was ist dir denn geschehen?“ antwortete es: „Kaum war ich oben auf dem Stein, so kam aus dem Felsen eine hohe weiße Frau heraus, die verlangte von mir, weil ich ein Waisenkind sei, könne und solle ich sie erlösen. Aber ich habe mich so ungeheuer erschreckt, daß ich blindlings von der Höhe herab gesprungen bin, und ich will lieber auch noch den andern Arm brechen, als jemals im Leben so etwas wieder sehen.“

Weiße Frau in Gedern.

Jedesmal, wenn ein Glied des erlauchten Hauses sterben wollte, ließ sich im Schlosse zu Gedern eine lange, hagere, weiße Frau sehen, die, wie mit einem dünnen

durchsichtigen Schleier bekleidet, über Treppen und Vorplätze des Gebäudes, fast unhörbar, hin huschte. — Von der letztverstorbenen Gräfin Stolberg erzählt man, daß sie eines Abends im stillen Garten an einsamem, ihr sehr lieben Platze saß, ganz ins Lesen vertieft, so daß sie die einbrechende Dämmerung gar nicht gewahr ward. Auf einmal störte sie ein eigentümliches Geräusch im gegenüber liegenden Gebüsche. Sie schaute auf, und die weiße Frau schwebte ganz nahe an ihr langsam und feierlich vorüber und schien mit der Hand zu winken. Kurz darauf wurde die Gräfin durch den Tod zu ihren Vätern versammelt.

Weiße Frau zu Burggemünden.

Einer armen Bauersfrau zu Burggemünden erschien zur Zeit des letzten französischen Kriegs, es war in den Fasten, in ihrem Hause eine weiße Frau und bat sie mit gar beweglichen Worten um ihre Erlösung. Sie sagte ihr, jetzt, während des Krieges, sei dazu die ersehnte beste Zeit vorhanden, gehe die ungenützt vorüber, dann müsse sie noch hundert Jahre weiter ohne Ruhe umgehen. Um ihr von ihrer Verwünschung zu helfen, solle sie sich noch zwei Leute erwählen, die aber schweigen könnten, und mit denselben bei einem Hause im Dorfe und auf dem Mühlberg, an einem Platze, der ihnen gewiesen werden sollte, nachgraben. Da liege ein verborgener

und längst vergessener Schatz in einer großen, eisernen Kiste, den könnten sie heben und als Lohn der Erlösung für sich behalten. Auch lehrte sie die weiße Frau ein Lied, das bei solchem Thun müßte gebetet werden. Die dumme Weibsperson aber, die weder lesen, noch schreiben konnte, merkte sich zwar die Worte desselben, aber von der wunderlichen Geschichte zu schweigen, das war ihr zu viel zugemutet. Sie plauderte das Geheimniß bei Jedermann aus, der's hören wollte, und erfüllte damit die ganze Gegend, hatte aber auch den Schaden alsbald zu erfahren. Die weiße Frau kam nicht wieder und mit dem Schatzfinden war es nichts!

Weiße Frau im Kunzenholz.

Nicht weit vom Platz, wo der Pfaffensteg über den Hillersbach führt, ist das Kunzenholz. Es mögen jetzt ein Jahrer zehn sein, als dort ein Burkhardser Bauernjunge das Vieh hütete, und eine gar feine weiße Frau auf sich zukommen sah, welche ihn um der Barmherzigkeit Gottes willen anflehte, sie doch von ihrem Bann zu erledigen. Sie begehrte von ihm, wenn er sich fürchte, so solle er am folgenden Tag gegen Mittag seinen Vater mitbringen, denn dann werde sie in anderer Gestalt, nämlich als Schlange, wieder kommen mit einer Krone auf dem Kopf und einem goldenen Schlüssel im Maule — —

So weit hörte ihr der Junge zu, dann rannte er mit seinem Vieh davon und ins Dorf hinein, wo er mit seiner Erzählung alle Leute rebellisch machte. Tags drauf gingen Viele mit ihm um die angegebene Zeit ins Kunzenholz, allein weil er das Schweigen gebrochen, mußten sie unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Weiße Frau im Altenburgskopf bei Schotten.

Auch in den Altenburgskopf bei Schotten ist eine weiße Frau verwünscht schon seit langen Zeiten, die erschien einem Michelbacher Manne und bat ihn um ihre Erlösung. Als der Mann verwundert sie fragte: „Was kann ich denn dazu thun?“ sagte sie: „Komme morgen Mittag mit deiner Frau und ihrem ungetauften Säugling hierher! Du wirst mich dann zwar als eine Schlange antreffen, aber laß dich's nicht anfechten, es wird dir kein Haar auf dem Haupte gekrümmt.“

Der Mann ließ sich willig finden und brachte zur bestimmten Stunde Frau und Kind an Ort und Stelle. Nun rauschte durch's Laub die Schlange daher und ringelte sich um die Frau, um aus ihrer Brust zu trinken. Stillschweigends litt es diese, als die Schlange den ersten und zweiten Zug that. Bei dem dritten jedoch konnte sie sich vor Schmerz nicht mehr halten und schrie laut

auf. Alsbald fuhr die weiße Frau in die Luft und verschwand unter Wimmern und lautem Klagen.

Dieselbe weiße Frau erschien auch einem Schäferknecht und bat ihn, in eine Schlange verwandelt, nur um drei Küsse. Sie erlaubte ihm sogar ein weißes Schnupftuch vor den Mund zu nehmen, wenn er sich das so nicht getraute. Allein den Burschen schüttelte es zu sehr inwendig und er ließ sich auf Nichts ein. Da ging sie gar betrübt hinweg und sagte: „Dann muß ich noch lange Jahre warten.“

Weiße Frau „im Laug“ vor dem Oberwald.

„Im Laug“ heißt man den Kreuzweg, wo die Pfade von Herchenhain nach Mulstein und von Burkhards nach Ilbeshausen vor dem Oberwald zusammentreffen. Daselbst sprach eine schöne weiße Frau einmal den Herchenhainer Schäfer darum an, daß er den folgenden Tag mit seinem kleinen Kinde herkommen möge, damit dieses sie dreimal küsse und also von ihrer Strafe erlöse. Der Schäfer willfahrte ihr, und die weiße Frau hatte schon das Kind auf dem Arme, als die Schäferſche athemlos daher gerannt kam und voll Bosheit, weil sie glaubte dem Kinde geschähe etwas, ihr zurief: „Willst du gleich mein Kind gehen lassen!“ Alsbald setzte die weiße Frau

daſſelbe auf den Boden und ging weinend hinweg. Man hat ſie ſeitdem nie wieder geſehen.

Weiße Frau im Hellberg.

Das Ende des Waldes zwiſchen Hirzenhain und Lißberg heißt der Hellberg. Drüben in Lißberg ſchlug's zwölf Uhr, da trat zu einer armen Weibsperſon, die im Felde dort arbeitete, eine gar ſaubere weiße Frau ſtillſchweigends hinter den Bäumen hervor, ging vor ſie hin und reichte ihr mit flehentlichen Geberden ein Körbchen mit der Hand entgegen. Aber das dumme Weib wagte die Gabe nicht anzurühren, ſondern ſprang mit Geſchrei davon; die weiße Frau hatte es für mitleidiger gehalten, als es war.

Die Schloßjungfer im hohen Michelſtein.

An ſonnigen Tagen im Herbſte läßt ſich die Schloßjungfer ſehen, die im Michelſtein wohnt. Sie trägt ein blendend weißes Gewand, und hängt ihre Wäſche zum Trocknen hin, oder klengt (breitet aus) ihre Knoten auf großen Tüchern am Boden, in der Nähe des Felſens. — Jüngſt im Sommer ging ein Mann von Landenhauſen durch den Wald, da ſchimmerte ihr helles Kleid durch die Bäume. Sie hatte eine Heerde junger Hühner ſammt der Glucke bei ſich und fütterte und liebkoſte ſie und that gar zärtlich

mit ihnen. Als der Mann aber näher trat, erschrack das holdselige Fräulein und verschwand sogleich vor seinen neugierigen Blicken; er wußte nicht, wo es hinkam.

Die Jungfrau auf den Hirschröder Wiesen.

Nicht lange nach dem Grummetmachen hütete ein Mann von Ruppertsburg auf den Hirschröder Wiesen, welche nach Stornfels zu liegen. Unterdem trieb er immer näher auf den Berg zu, an einen Platz, wo man es „am Backöfchen" heißt, und es kam ihm so vor, als höre er drin ein Geräusch, ähnlich wie das Scharren mit dem Kratzeisen im Backtrog.

Unwillkürlich dachte er an Kuchen, und weil ihm des Maul darnach wässerte, rief er: „Bringt mir auch einen Kuchen heraus." Kaum war das Wort über die Lippen, so that sich schon der Berg auf; eine wunderschöne weiße Jungfrau trat hervor mit einem Tischchen, das deckte sie mit einem neuen Tuche und legte darauf einen frischgebackenen, wohlriechenden Kuchen, zugleich mit einem Gebund Schlüsselblumen.

Bei all diesem Thun sprach sie kein Wort, der Mann merkte aber, daß sie es gern gehabt hätte, wenn er von dem Kuchen äße und die Schlüsselblumen nähme. Das getraute er sich aber doch nicht zu thun, sondern

gerieth in hölliſche Ängſte und wendete ſpornſtreichs mit ſeinen Kühen wieder um.

Eine Zeit lang hörte er noch hinter ſich wimmern und lamentieren. Als er ſich umſah hatte der Berg die weiße Jungfrau, deren Erlöſungsſtunde nun auf weitere ſieben Jahre hinaus gerückt blieb, wieder aufgenommen.

Drei Jungfern im Wildfrauhaus bei Buſenborn.

Die Alten ſagen, es habe auf „der wilden Frau Haus“ vor Zeiten ein Raubſchloß geſtanden. Der Platz iſt rings herum rund, wie ein Tanzplatz, und eingefaßt mit Steinen. Es wohnen drei weiße Jungfrauen im Berge, die gehen oftmals in der Mittagsſtunde nach dem Maalsbachsbörnchen im Grunde, da ſehen ſie die Leute waſchen.

Der Jungfernborn bei Hirzenhain.

Unfern der Gegend, wo der ausgegangene Ort Schönberg geſtanden hat, liegt der Jungfernborn. Da ſtand ein ſtolzes Schloß, angefüllt mit Gold, Silber und allerlei koſtbarem Zierrat, und in ihm wohnten drei Jungfrauen. Seitdem aber daſſelbe zerſtört und zerfallen iſt, kommen ſie immer noch, jedesmal des Mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr, zu dem Bronnen, um ſich darin zu baden. Sie tauchen mit ihrem ſchneeweißen Leibe auf

und nieder in der Flut, und strählen und schnätzen (schmücken) ihr langes goldglänzendes Haar im Sonnenschein. Kein Mensch wagt sie zu stören. Die Förster, wenn sie durch den Wald streifen, erschauen sie oft. Noch heute gehen Viele gerne zu dem Platze, absonderlich an Sonntag-Nachmittagen. Wunderschöne blaue Lilien wachsen jeden Sommer wild daselbst, wie man sie in keinem Garten schöner findet.

Der Liebchesborn bei Odenhausen.

Auf der Rabenau zwischen Kesselbach und Odenhausen springt ein weithin bekannter und berühmter Born, der Liebchesborn. Aus seinem feinen süßen Wasser langt die Born-Eller allemal den Weibsleuten die Kinder, die sich in der Tiefe bei einer wunderschönen weißen Jungfrau befinden, die darin wohnen soll. Jedermann aus der Umgegend wußte sonst etwas Besonderes zu erzählen, was an dem Platze vor Zeiten geschehen war; doch wer fragt heut zu Tag viel nach solchen Sachen? Aber eine Geschichte, die ich in meinen Bubenjahren viel gehört habe, ist mir nicht in Vergeß gekommen; die lautet also:

Einstmals hütete ein Schäfer mit seinem Mädchen am Liebchesborn, und als es Abend geworden war, wollte dieses, wie sie immer thaten, die Heerde durch die Kesselbacher Erlen in den Pferch treiben. Da sah

es auf einmal auf dem Boden einen großen Haufen rothglühender, großer Kohlen vor sich liegen. Verwundert betrachtete es einen Augenblick deren herrliches Gefunkel, dann scharrte es gedankenlos mit der Schäferschüppe darin herum, und endlich, weil es doch fort mußte, steckte es, um den Platz nicht zu vergessen, die Schüppe in die Erde nebenan; dann lief es eilends fort, um seinem Vater die eigentümliche Begebenheit anzuzeigen.

Dieser, der im Feld seine Arbeit verrichtet hatte, vernahm kaum die hastigen Worte des Mädchens, als er merkte, was der Märe sein mochte, Alles stehen und liegen ließ und so schnell er konnte nach der Feuerstätte hinrannte. Aber zu seinem unbeschreiblichen Schrecken war Nichts mehr zu sehen; im Grase zerstreut aber lagen, statt der weggestrichenen Kohlen, einige schwere, funkelnde Goldstücke.

Als er die sah, konnte er sich erst recht nicht zufrieden geben, und da er nun inne ward, daß durch die geschwätzige Thorheit des unbedachtsamen Mädchens der ungeheure Schatz, der so schön geblüht hatte, unrettbar für ihn verloren sei, ergriff ihn, als einen über die Maaßen zornigen Mann, solch eine starke Aergerniß, daß ihm die ganze Welt verleidet war, und er trotz der flehentlichen Bitte seines Mädchens ein Seil aus dem Sacke zog, um seinem Leben durch Erhängen ein hurtiges Ende zu machen.

Indem er nun auf den Baum ſtieg und die Schlinge feſt um den Hals anzog, ſprach er gewohnheitsmäßig, wie zu Allem, was er vornahm, auch zu ſolch teufliſch böſem Werk: „Gott walt's!“ Da platzte, trotz ſeines gewaltmäßigen Reißens, das Seil aus einander und er ſtürzte kopfüber zu Boden.

Als er von dem jähen Fall ſich eben aufrichten wollte, ſah er hinter ſich ein kleines, uraltes, runzeliges Graumännchen ſtehen, das ſprach zu dem erſchrockenen Mann: „Das war dein Glück, daß du alſo fagteſt, ſonſt wollte ich dir ſchon das Seil feſt gemacht haben, daß es dir zum Tode gehalten hätte. Jetzt aber laß ab von Sünde, und werde ein beſſerer Menſch.“ Doch er in ſeinem Grimme ſprach: „Laß mir meine Ruhe, dein Geſchwätz iſt für nichts, und hänge ich mich heut nicht, ſo hänge ich mich morgen!“ Und damit ging er hinweg.

Andern Tages, als er in der Schüppelbach weidete, kam ihm ſein böſes Vorhaben wieder in den Sinn, er ſuchte ſich abermals einen Baum aus und war eben im Begriff ſich das Seil um den Hals zu werfen, als er auf dem Weg von Appenborn her einen kohlkeſſelſchwarzen Mann daher kommen ſah. „Halt,“ dachte er, „das iſt kein Schornſteinfeger, das iſt der lüftige Teufel, der dich Sünder am letzten Ende holen will.“ Vor Angſt entfiel

ihm das Seil, und weil er sich nicht anders zu helfen wußte, kniete er auf den Boden hin und fing an einen der heiligen Bußpsalmen laut und mit aller Inbrunst zu beten.

Mitten in diesem Gebet ward er gewahr, daß die glänzende Gestalt der weißen Jungfrau aus dem Liebchesborn vor ihm stand, die sagte gar holdselig zu ihm: „Thörichter Mensch, jetzt bist du auf dem Weg zum wahren Heil. Bleibe ja darauf. Thue Buße, versöhne dich mit Gott und der Kirche, sei liebreich gegen deine Hausgenossen und barmherzig gegen die Armen, und du wirst dann bald mehr von mir erfahren." —

Der erschütterte Schäfer versprach Alles, und die Jungfrau verschwand. Einige Zeit darnach, als er sich schon viel gegen sonst gebessert hatte, arbeitete er vor Sonnenaufgang an einem Ackerrain, und stieß dabei auf einen harten Gegenstand; emsig hackte er weiter und brachte zuletzt mühsam ein schweres eisernes Gefäß aus der Tiefe herauf. Als er's nach vielen vergeblichen Versuchen endlich öffnete, waren zu seiner Ueberraschung lauter große alte Kronenthaler darin, ein paar tausend Stück, ein ganzer Reichtum!

Mit großer Freude, aber doch auch großer Vorsicht, trug er mit seinem Mädchen den wunderbaren Fund nach Hause. Des Nachts aber lag er wieder auf dem

Feld in seiner engen Schäferhütte. Da erschien ihm kurz vor Mitternacht noch einmal die weiße Jungfrau, die sprach mit freudigem Munde zu ihm: „Ich sah, daß noch ein guter Funke in dir war, darum habe ich dir diesen Reichtum, der mir doch nichts nützt, zugewendet. Aber vergiß nicht ihn weislich zu gebrauchen zu Gottes Ehr und deines Nebenmenschen Nutzen, dann wird dein Glück auf Erden Stand halten für Kind und Kindeskind. Ich scheide jetzt von dannen; denn meine Zeit ist um, und ich bin nunmehr vom Fluche erlöset".

Und damit war sie hinweg; er schaute sich die Augen nach ihr aus, aber sah sie nie wieder. Die Worte der Jungfrau aber schlug er nicht in den Wind, und was er gelobt hatte, das hielt er: er ward ein rechtschaffener Mann, dem es wohl ging auf allen Lebenswegen bis zu seinem sanften und späten Tode. —

Die Wirberger Klosterfrau.

Dreiviertel Stunden von Grünberg, seitab von der Landstraße nach Gießen, steht auf einer jähen, waldigen Höhe einsam die Kirche Wirberg und neben ihr wohnt der Pfarrer mit einem einzigen Nachbar. Wie es ehedem droben ausgesehen hat, als dort noch ein reiches Stift und Nonnenkloster war, läßt sich jetzt fast gar nicht mehr erkennen; denn seit den Zeiten Luthers ist der

Convent aufgehoben, und die alten Gebäude sind bis auf einzelne Mauerreste völlig verschwunden. Auf der Höhe finden sich drei Bronnen: der Molkenborn, der Katzenborn und der Klosterborn. Der letztere ist unten in dem tiefen, feuchten, alten Klosterkeller, zu welchem man auf sechzehn breiten Basaltstufen hinabsteigt, und in dem die Nonnen, vor Aufhebung des Stiftes, ihre besten Kleinodien und Kirchengefäße heimlicher Weise verborgen haben sollen. In der Adventszeit geht auf dem Wirberg eine der früheren Klosterfrauen um, die ist schon Manchem schreckhaft erschienen. Von der Stätte des ehemaligen Beinhauses, neben der heutigen Kirche, schwebt sie in durchsichtigem weißen Gewande, leise seufzend, über den Boden hin und soll jedesmal in dem Klosterkeller dann verschwinden.

Die letzte Schloßjungfrau von Merlau.

Das Merlauer Schloß sollen drei weiße Jungfrauen erbaut haben, wie Jedermann in der Umgegend weiß. Von ihnen ließ sich zuletzt, als schon das Schloß wüste stand, nur noch eine sehen, die hatte ihren Gang immer nach der Herrnmühle, war weiß angethan von Kopf bis zu Fuß, und trug mit Seufzen ein großes Bund Schlüssel in der Hand. Man hat nie gehört, daß sie einen Menschen angesprochen hätte. Wie aber der Schloß-

platz dem Erdboden gleich gemacht und die letzte Mauerwand weggebrochen wurde, sah man sie noch einmal vor Sonnenaufgang am alten Wallgraben sitzen und immer dünner und durchsichtiger werden, bis sie, gleich dem Morgennebel und Thau der Wiesen, vor dem kommenden Tageslichte in Duft zerfloß. Seitdem hat alle Spur von ihr aufgehört.

Weiße Frau in Burgbracht.

An der Stelle des zerstörten Schlosses zu Burgbracht steht jetzt ein herrschaftlicher Hof, in welchem noch die weiße Frau umgeht. Sie muß das viele Geld hüten, das dort vergraben ist. Niemand widerfährt von ihr eine Unthat, wenn sie des Mittags, aber auch des Abends, daher schwebt. Ein Mann sah einmal an dem Platz eine alte Kellerthür, die sonst nie dagewesen war, er getraute sich indeß nicht, die Riegel wegzuschieben. Als er später sie suchte, war sie spurlos verschwunden. Ein großer, schwarzer Hund mit Feuer sprühenden Augen läuft auch um das Schloß herum, vor dem kann man sich hüten.

Weiße Frau im alten Keller.

Bei Mauswinkel und Wettges in der Mitte, wo jetzt nichts als Hutweide ist, heißt man's „die Dietrichsburg" und „am alten Keller", und es soll dort ein altes Schloß

gestanden haben, dessen Reichtümer von einer weißen Frau bewacht werden. Vom Mauswinkel ging einmal ein Mann daselbst vorüber, um die Essenszeit, und sah die weiße Frau sitzen mit einem Strickstrumpf in der Hand. Sie bat ihn, um Mitternacht doch ja zu ihr zu kommen, denn es sei jetzt gelegene Zeit zu ihrer Erlösung. Er werde sie dann in Gestalt einer Schlange erblicken, aber er brauche sich nichts Böses zu besorgen, denn sie begehre nichts von ihm, als nur dreimal ihr die Hand zu reichen. Dafür wolle sie ihm alle Schätze des Kellers geben und ihn für sein Leben glücklich machen. Der Mann jedoch schlug ihr Alles rund herum ab und ging ohne Erbarmen davon. Was weiter aus ihr geworden ist, weiß man nicht.

Die weiße Frau im Lindenberg bei Bobenhausen.

Linker Hand vom Wege, wo man von Bobenhausen niedersteigt nach Höckersdorf, liegt der Lindenberg. Auf ihm hat ehedem ein Raubschloß gestanden, welches aber mit all seinen Schätzen verschwunden und für immer in den Berg versunken ist. Eine Vertiefung darin heißt „die Mulke," daraus geht die Schlüsselmagd des Schlosses hervor, welche die verwünschten Reichtümer zu bewachen hat und gerne erlöst wäre. Sie erscheint als eine weiße

Frau und geht meist zur Herbstzeit um, kurz vor der Dämmerung.

Ein Bobenhäuser Mann war in Höckersdorf gewesen und ging eben bei wundervollem Mondschein wieder heimwärts. Als er auf die Wiesen unter dem Lindenberg kam, sah er eine weiße Gestalt langsam ihm entgegenschweben. Sein Herz dachte an nichts Überirdisches und er ging ganz furchtlos seinen Pfad weiter, bis die Erscheinung vor ihm stand. Die Frau sprach kein Wort, sondern hielt ihm mit der Hand ein Gebund Schlüssel entgegen, als wenn er sie nehmen sollte.

Da fing er denn an seine Augen aufzuthun und betrachtete sich die Unbekannte von unten nach oben. Füße konnte er gar nicht gewahr werden, es hatte den Anschein, als ob sie in einem Nebel auf dem Boden stünden. Die Kleider waren wie ein Mantel um den Leib geschlagen und weiß, wie frisch gefallener Schnee. Auf dem Kopf trug sie einen großen, breiten, ebenfalls weißen Hut, der das Gesicht bedeckte.

Als ihr der Mann nun da hinein sah, schauten ihn zwei furchtbar große und hohle Augen unverwandt an, daß ihm, obschon er kein „Enggeherzter" war, doch der Angstschweiß ausbrach und er mit einem Schrei und raschen Seitensprung sich über die Bach flüchtete. Als er drüben war, sah er nichts mehr; die weiße Frau war

fort, aber in der Luft hörte er noch eine Weile heftig wehklagen und weinen.

Nicht lange darnach erschien dieselbe weiße Frau drei Burschen auf eben dieser Wiese. Sie ging ihnen nach und reichte flehend die Schlüssel dar. Aber die liefen Hals über Kopf nach Bobenhausen und wollten in ihrer Todesangst nichts von ihr wissen.

Das Schloßfrauchen auf Ulrichstein.

In den Trümmern des Mulsteiner Schlosses spukt es seit vielen Jahren und auch heute noch kann man sich in Acht nehmen. Man soll dort Mittags eine lange weiße Gestalt auf- und abgehen sehen: das ist das Schloßfrauchen. Viele wollen auch sein Gewimmer gehört haben. Wenn in der Stadt die Kinder nicht gehorchen wollen, macht man ihnen Angst, und sagt: „Seid still, oder das Schloßfrauchen kommt!“

Der schlafende Schäfer vor dem Merlauer Schloß.

In der heiligen Adventszeit ging einer der alten Schäfer von Merlau vor dem Schlosse her, und konnte es sich gar nicht deuten, warum die Luft auf einmal so schwül war, und ihn so ein unwiderstehliches Gelüste überkam, am hellen Mittag sich hinzulegen und zu schlafen. Weil aber gerade ein großer Quaderstein vom Schloßbau

in der Nähe lag, säumte er sich nicht lange, streckte sich auf den Boden hin und lehnte das Haupt zurück, indem er seine Hand über die Augen hielt.

Kaum hatte er etliche Minuten im Halbdusel gelegen, als er eine über alle Beschreibung liebliche Musik gerade unter sich in der Erde vernahm. Vor Erstaunen rieb er sich die Augen und hörte noch Alles ganz deutlich. Aber nun stand auch eine hohe weiße Gestalt mit tiefliegenden dunkeln großen Augen und schwarzen Haaren vor ihm, und hielt ihm ein Schlüsselbund vor das Angesicht. Erschreckt drehte sich der Schäfer auf die andere Seite um, doch sie schwebte über ihn hin und reichte auch hier ihm die Schlüssel eifrig entgegen. Jetzt sprang er auf und achtete nicht auf sie, obschon sie zum dritten Male ihm die Schlüssel aufdringen wollte. Im selben Augenblick hörte er einen furchtbaren Knall, die Gestalt aber war verschwunden.

Glücklich kam er heim zu Weib und Kind und erzählte Alles. Ein Leid hatte ihm die weiße Frau nicht zugefügt, auch kein Wort gesprochen, aber ihre Geberden waren so flehend und jämmerlich gewesen, daß es den Schäfer immer gereute, ihren Wunsch nicht erfüllt zu haben. Doch sie erschien ihm nie wieder.

Das verwundete Confirmandenkind.

Die Dorfkirche zu Merlau war längst baufällig geworden und der Gottesdienst wurde in dem sonst so schönen Schlosse gehalten, dessen einer Theil noch wohl erhalten, aber ganz unbewohnt war. In einem Seitengebäude, der sogenannten Kanzlei, gab dazumal der Pfarrer den Confirmandenunterricht.

Da geschah es denn sehr häufig, daß die Kinder aus der Pfarrei auf den geistlichen Herrn warten mußten und sich die Langeweile vor dem Beginn der Stunde mit allerlei oft unziemlicher Kurzweil in den leeren Gemächern des Schlosses vertrieben. Gewöhnlich spielten sie Versteckens und durchtobten in lauter Fröhlichkeit die stillen Räume.

Ein blutarmes Waisenkind hatte bei solch einer Gelegenheit sich immer nach einem guten Verbergungsort umgesehen und war endlich in ein Zimmer gerathen, in dem sich ein mächtiger alter Ofen befand. Unter diesen kroch es und hielt den Athem an, so daß es seine Kameraden richtig nicht fanden.

Indem schlug es auf dem Thurme elf Uhr, und eben wollte es sein Versteck verlassen, weil um diese Zeit der Pfarrer kam und es also fort mußte, als seitwärts aus einer Thür, die es bis dahin sich gar nicht erinnerte je gesehen zu haben, die weiße Frau ganz „dusemang“

heraus schritt und mit einem Paar Schlüssel, die sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger emporhielt, auf das vor Schreck erstarrte Kind los schwebte.

Dieses wußte sich nicht anders zu helfen, als mit einem raschen Sprunge nach dem Ausgange zu eilen. Hier vertrat ihm aber die weiße Frau den Weg, streckte ihm die Schlüssel entgegen und rief: „Nimm sie, nimm sie!“ Doch das Mädchen wischte ihr unter dem Arm hindurch und riß die Thür weit auf.

Darüber ward die weiße Frau voll ingrimmigen Zornes, ließ das unbarmherzige Mädchen laufen, warf ihm aber die Schlüssel nunmehr so heftig an den Kopf, daß es rücklings zu Boden stürzte und das Blut ihm über's Angesicht floß. Dann verschwand sie eben so unmerklich, wie sie gekommen war.

Lange lag das Mädchen in tiefer Betäubung, endlich raffte es sich auf und wollte in die Confirmandenstunde. Doch diese war schon eine geraume Weile zu Ende und die Uhr weit vorgerückt. Die Zeit war ihm hingeflogen, es wußte nicht wie, und Jedermann würde seine Erzählung für einen Lug gehalten haben, wenn man nicht den Abdruck der Schlüssel noch lange an seinem verwundeten Kopfe gesehen hätte.

V.

Riesen, Zwerge, Kobolde, Hausgeister, wilde Frauen.

Die Entstehung von Eckartsborn.

Als der Teufel aus dem Vogelsberg weichen mußte, floh er so eilig über die Berge, daß ihm bei dieser Gelegenheit ein paar Häuser aus dem Sacke fielen, die blieben zerstreut den Berg hinan hängen, andere kamen obenhin zu stehen. Daraus gab es ein Dorf in der Nähe von Ortenberg, von dem geht noch jetzt die Rede um:

„Eckartsborn
Hat der Teufel aus dem Sack verlorn."

Riese im Bodenstrauch.

Schulkinder aus Ruppertsburg suchten vorlängst einmal Erdbeeren im Bodenstrauch, einem Walddistrict, der ganz aus niederem Buschwerk besteht. Aus ihrem Thun wurden sie durch ein donnerähnliches Geräusch aufgeschreckt. Sie sahen sich um und wurden einen Mann gewahr so groß wie ein Kirchthurm, mit tellergroßen Augen und einer weißen Strumpfkappe auf dem Kopfe.

Mit seinen Beinen stand er mitten in und über dem Walde. Er schrie laut in einem fort: „Helft mir, helft mir!“ und blies auf einer großen Trompete. Man kann sich denken, wie es den Kindern zu Mute ward. Sie ließen alles stehen und liegen und kamen querfeldein mit Wehgeheule und Weinen zu ihren Eltern gelaufen.

Der Teufel im Himmerich.

Zwischen dem Städtlein Homberg an der Ohm und dem adeligen Haus Schweinsberg, gegen die beiden Dörfer Ofleiden hin, heißt der Grund das „Himmerich“ und die „Wolnbach“, und haben sich dabevor Gespenster sehen lassen. Auch sind zu verschiedenen Zeiten, soweit man darüber Kundschaft hat, große Stücke vom Berg heruntergerutscht und viele Aecker und Wiesen mit Bäumen und Sträuchern untergesunken und von Grund aus umgelegt worden, so daß jetzt der Platz ganz eben ist. Das hat der böse Feind gethan, der hat daselbst seine Hantierung, und bisweilen sieht man ein frisches Feld umgebrochen, als ob es eben geackert wäre. Es ist schon lange, daß die Alten sagen: „Im Himmerich fährt der Teufel zu Acker,“ und: „Ein Sprichwort — ein wahr Wort“ — dabei bleibt's.

Die Teufelshecke bei Großen-Eichen.

An der Teufelshecke, einem Walde bei Großen-Eichen nach Höckersdorf zu, ist nach der Sage der Alten immer der böse Feind umgegangen. Man hat auch oft daselbst überirdische Feuer brennen sehen. In später Sommerzeit kam ein Mann aus dem Dorfe von Höckersdorf zurück, und sah auf der Gannwiese bei der Teufelshecke einen übermenschlich großen, schwarzen Mann hantieren, der ganz stille und eifrig die Wiese mähte, so daß sie voller Schwaden lag, einer höher als der andre. Dem Großen-Eichener kam das Ding zwar „sehr aparti" vor, doch getraute er sich nicht den unbekannten und unheimlichen Gesellen anzureden. Am Morgen aber ging er unter allerlei Betrachtungen hinaus, um zu sehen, was der Märe sei, allein da stand die ganze Wiese noch unversehrt, kein Sensenhieb war darauf gethan und kein Gräslein auf dem Boden geknickt.

Im Gederner Schloß.

Im Gederner Schloß ist's immer nicht ganz geheuer gewesen, das könnte man durch viele Geschichten beweisen. — Eine der alten Fürstinnen, wenn mir recht ist, Eleonore mit Namen, war noch nicht lange verheiratet, als sie beim Gehen aus ihrem Schlafgemach ein kleines Graumännchen vor sich fand, das sie mit dem freundlichsten

Geſichte von der Welt erblickte, ſtillſchweigends durch das ganze Gebäude begleitete und Tag und Nacht nicht von ihrer Seite wich. Außer ihr aber blieb das Graumännchen allen andern Menſchen unſichtbar. Nach einiger Zeit fragte ſie ihren Hofkapellan um Rath, was ſolches Ding bedeute und was ſie bei dieſem Abenteuer zu thun habe. Der rieth ihr, ſie ſolle ſich ein Herz faſſen, nach ſeinem Begehr fragen, und wenn dieſes nichts gegen Gottes Gebot in ſich faſſe, ihm daſſelbe erfüllen. Dieſer Rathſchlag deuchte der Fürſtin auch gut zu ſein, allein ſie konnte es nie über ſich gewinnen, ihn auszuführen. Alſo begleitete ſie das Graumännchen, wie ein getreues Hündlein, auf Schritt und Tritt lange Jahre. Am Tage aber, da es wider Gewohnheit ausblieb, ward die Fürſtin plötzlich unwohl und verſtarb eines jähen Todes.

Das Bandhaus zu Büdingen.

Nicht weit von dem Oberthor zu Büdingen, in einem herrſchaftlichen Garten, ſteht ein altes, düſteres, jetzt nicht mehr bewohntes Gebäude, in dem eine Menge ſchauriger Geſchichten paſſirt ſind, — es iſt das Bandhaus, welches jetzt als Eiskeller, Fruchtſpeicher und Kelterhaus dient.

Ein Mann aus der Stadt ſollte einſt in demſelben Obſt ausleſen und wurde in dieſer Beſchäftigung durch

ein furchtbares Getöse aufgeschreckt. Da aber dieses nach einiger Zeit nachließ, auch ihm selbst nichts Böses geschah, so ließ er sich das Ding nicht sonderlich anfechten und schaffte weiter. Wie er sich indeß zufällig dabei einmal umschaute, sah er ein altes graues Männchen sich gerade gegenüber sitzen, das mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt ihm zunickte und offenbar zu sprechen begehrte. Er ließ es jedoch dazu nicht kommen, sondern entfloh heulend von dem unheimlichen Orte. Zu Hause mußte er sich alsbald zu Bette legen, und die heftige Krankheit, in welche er verfiel, hätte ihm beinahe das Leben gekostet.

Nicht viel besser erging es im siebenjährigen Kriege einer Rotte Kaiserlicher, welche man in das Bandhaus einquartiert hatte. Es waren Reiter, die sich den schaurigen Oktoberabend nach ihrer Weise bei Bier, Tabak, Gesang und Kartenspiel vertrieben, so daß sie gar nicht merkten, wie die Mitternachtsstunde heran nahte. Ein verwegener und vom Spiel und Trinken erhitzter Wachtmeister warf gerade in diesem Augenblick die Karten laut schallend auf den Tisch. „Und wenn der Teufel selbst käme“, brüllte er, „so muß ich den Stich doch gewinnen!“ Weil er aber so heftig aufgeschlagen hatte, sprang die Karte zwischen ihnen durch und fuhr unter die neben ihnen stehende Bank. Geschwind ergriff der

Wachtmeister den Leuchter, um sie wieder zu suchen. Eben so geschwind aber fuhr er auch wieder zurück, seine Züge verzerrten sich, seine stammelnden Lippen vermochten nicht mehr zu reden und nur mit der Hand deutete er den ihn verwundert anglotzenden Kameraden zitternd nach der Bank hin. Siehe, da lag ein großer, pechschwarzer Hund mit rollenden Feueraugen, dem eine glühende Kette um den Hals geschlungen war! — Die Karten hinwerfen und mit Grausen zur Thür hinaus springen, war bei Allen Eins! Obschon sie draußen sich ihrer Furcht schämten, wollte Niemand von ihnen mit dem höllischen Hunde anbinden, noch in dem Hause über Nacht bleiben; der Rath der Stadt mußte ihnen andere Quartiere beschaffen.

Der Pfiffer.

In der steilen Schlucht, die zwischen Wächtersbach und Wittgenborn hinzieht, geht der Pfiffer um, ein riesengroßer Waldmann, und treibt da Mittags sein Wesen mit Pfeifen, Holzschlagen und allerlei Rumoren. Meist ist er grau und grün gekleidet. Ein Köhler im Walde hörte ihn wieder einmal, als seine Gesellen gerade sich zum Schlaf hingelegt hatten. Er wollte dem Ding auf die Spur kommen, allein er blieb aus und blieb aus und kam nicht. Am dritten Meiler fanden sie ihn endlich nach langem Rufen und Suchen, und er starb ihnen

gleich unter den Händen. Vor seinem Ende that er die Aussage, der Waldmann sei ihm in so furchtbarer Gestalt erschienen und habe ihn so heftig angefaßt, daß er wohl gemerkt, es werde sein Letztes sein. Mehr war aus dem Manne nicht herauszubringen. Er starb ihnen unter den Händen.

Die Kornmännchen.

In Rixfeld und sonst noch im Gebirg glaubt man, daß kleine Männchen, die aber uralt aussehen und gar boshaft sind, im reifen Korn wohnten und namentlich den Kindern, die sich hineinwagen, allerlei Possen spielen. Die Frauen brauchen die Kinder gar nicht davor zu warnen; sie haben so schon Respekt genug vor ihnen.

Kobold im Heegkopf.

Der Wald zwischen Hirzenhain und Usenborn, der Heegkopf genannt, wird von einem unverschämten Kobold bewohnt. Er springt unversehens den Leuten auf den Buckel, und sie müssen ihn tragen bis zur Eichbaumswiese. Dort springt er von ihnen. Er sieht schwarz aus, wie ein Geisbock, und hat langes und lollichtes (straff niederhängendes) Haar.

Kobold im Märzenstrauch.

Hart am Wege zwischen Niedermoos und Metzlos steht der Märzenstrauch, ein Gebüsch, an welchem man zur Nachtzeit nicht gerne vorbeigeht, Ein boshafter Geist wohnt darin und springt den Vorübergehenden unvermerkt auf den Rücken. Ist er auch centnerschwer, müssen sie ihn doch hockeln, so schnell sie laufen können, sonst drückt er ihnen die Kehle zu. Die Ermatteten und vor Todesangst Halbohnmächtigen läßt er erst vor dem Dorf wieder los. Es könnte Mancher ein Stücklein davon erzählen.

Kobold an der Odersbach.

Bei der sogenannten „Runden Wiese“ zwischen Liederbach und Romrod sind immer spukhafte Dinge vorgegangen, und manch einsamer Wandersmann hat da zur späten Nachtzeit Etwas erlebt, woran er sein Lebtag gedenken mußte. Wenn man nämlich von da nach der Odersbach kommt, immer kurz vor Mitternacht, sieht man etwas sich entgegen laufen, das sieht von Weitem aus, wie ein Thier, in der Nähe wie ein herum schweifender Müllereſel, es ist aber ein boshafter Kobold und übler Plagegeist, der an den verrufenen Ort gebannt ist, und den armen erschrockenen Leuten mit einem Sprung auf dem Rücken hockt, sie ängstet und irre führt, daß sie fast von Sinnen kommen

wollen, bis die Grenze da ist, über die er nicht hinaus darf, oder die Stunde zu Ende schlägt, die er zu solch unheimlichem Thun einhalten muß.

Der wilde Faustein.

Der wilde Faustein befindet sich im Walde zwischen Grünberg und Laubach, und man sieht daselbst einen sehr großen, platten Stein, in welchem eine Vertiefung ist, die dem Griff einer menschlichen Hand gleicht. Ehedem wohnte nämlich da ein wilder Mann und eine wilde Frau, die man bei einem ungeheuren Topfe oft ihre Arbeit verrichten und kochen sah. Der Mann verließ aber die Frau, ging fort ins Wirthshaus und kam nicht wieder, so daß die Frau in ihrem Zorn ihm den Felsblock nachwerfen wollte. Davon behielt er den Eindruck ihrer Hand bis auf den heutigen Tag.

Wildfrauhaus bei Wohnfeld.

Ein Berg zwischen dem Petershainer Hof und dem Dörfchen Wohnfeld heißt das Wildfrauhaus. Einzelne Felsbrocken liegen daselbst, und einer ist die Thür zu der Wohnung der wilden Frau, die drinnen im Berge haust. Früher soll sie sich auch gezeigt, und namentlich den armen Holzlesern unvermerkt ihre Last abgenommen haben, die sie dann an dem Platz, wo ihre Grenze war, erst

wieder auf ihrem Buckel verspürten. Weiter ist von derselben nichts zu sagen. An schönen Sonntag-Nachmittagen geht das junge ledige Volk hin und treibt da seine Kurzweil, wie solches schon die Alten thaten.

Die Burg zu Lehrbach.

Die Reste des alten Schlosses der Herren und späteren Grafen von Lehrbach, von denen viele in der hessischen Geschichte von nicht geringer Bedeutung gewesen sind, finden sich heut zu Tage in dem großen Garten des Hofguts daselbst, und ein ehemaliger Burgkeller wird noch immer von dem Pachter benutzt. In diesem Keller ist es nicht recht geheuer, und bei Nacht würde man vergeblich einem Menschen zureden hinein zu gehen. Maurer, die einmal die Sandsteinplatten des Bodens aufbrechen sollten, mußten von dieser Arbeit unverrichteter Sache wieder abstehen: ihre Laterne ward ihnen von unsichtbarer Gewalt ausgelöscht; sie mochten es anfangen, wie sie wollten, stets umgab sie dichte Finsterniß. — Aus dem Burgkeller heraus nach der Stätte der frühern Wohngebäude sieht man alljährlich, meist gegen Abend und vornehmlich kurz vor den Weihnachten, eine der alten Ritterfrauen kommen, die haben schon Viele gesehen. Ein Mann, der diese Erscheinung für einen Lug hielt, paßte eines Tags auf sie, und richtig! plötzlich sah er ihre

Gestalt aus dem Keller heraufsteigen. Alsbald stand sie vor ihm und schaute ihn schreckhaft an. Ganz weiß war sie nicht gekleidet, sie hatte ein schwarzes karrirtes Brokatkleid an, lange Haare wallten auf ihren Rücken herab und im Gesicht selbst bemerkte er ein großes Muttermal. Sie that ihm zwar kein Leid, und verschwand auch gleich wieder, der Mann selbst aber machte, daß er davon kam und begehrte sie nicht zum zweiten Male wieder zu sehen.

Das Frauchen im Hirzenbergsrod.

Am Hirzenbergsrod, nicht weit von der Betzenröder Grenze, hat schon mancher Mensch etwas erlebt, daß ihm der Schrecken davon sein Lebtag in den Knochen geblieben ist. Dort geht nämlich zur Abendzeit ein altes Frauchen um, das sich ehemals dick hat sehen lassen. Es ist grau angethan am Leibe, auf dem Kopf aber trägt es ein weißes Striffelhäubchen, und ist, wenn man sich nicht mit ihm foppt, ganz harmlos; man braucht sich nicht vor ihm zu fürchten. Daß es aber keinen Spaß versteht, lehrt diese Geschichte.

Es war im Herbste zur Nachtzeit, als einmal drei Betzenröder den Berg herabkamen und wie gewöhnlich das Frauchen wandernd vor sich sahen. Einer unter ihnen, ein rechter Präscher (Prahlhans) seines Zeichens,

der nur ein großes Maul hatte, weil er in Gesellschaft war und sich keines Args besorgte, gedachte sich ein gehöriges Ansehen zu geben, wenn er das arme Frauchen recht narrte, und schrie es deshalb mit lauter Stimme an: „Du im Striffelhäubchen, du hast schon mehr als einen geflogt (flüchtig gemacht), jetzt aber soll's auch einmal an dich gehen!“ —

Kaum hatte er also gesprochen, so konnte er — er ging nämlich zuletzt — absolut nicht vom Platz und begehrte mit kläglichen Worten die Hilfe seiner Kameraden. Diese wendeten sich um und fragten erschrocken: „Ei, was ist dir denn?“

„Ach“, krächzte er, „das Frauchen sitzt auf mir und ist so schwer, daß ich's vor Gedrense nicht mehr abhalten und mich nicht vom Platz rühren kann.“ Da beguckten sie ihn von vorn und von hinten, aber sie sahen nichts. Weil nun ihr Gefährte allein nicht fort konnte und sie doch gerne heim wollten, griffen sie ihm unter die Arme und zogen und leiteten ihn mühsam den Weg fort bis zur Kiliansherberge. Als sie dort in der Gegend an einen Kreuzweg kamen, athmete der Gepeinigte erleichtert auf und ging wieder strack aufgerichtet neben ihnen her, denn er war nun, wie er sagte, seiner bösen Last ledig geworden.

Im selben Augenblick aber hörten sie auch in der

Luft ein unbändiges und teufliſch höhniſches Gelächter, ſo daß ſie, ohne umzuſehen, alle drei im ſchärfſten Galopp ſich aus dem Staube machten. Sider der Zeit hat kein Menſch wieder ſolch bübiſches Spiel mit dem Frauchen zu treiben gewagt.

Der Elſe ihr Keller am Bilſtein.

Am nordöſtlichen Ende des Bergrückens, deſſen höchſte Spitze der Bilſtein bildet, ragen hoch erhaben oder geborſten mächtige Felſen empor. In ihnen findet ſich auch eine in den Berg gehende nicht unbedeutende Höhle, das iſt der Elſe ihr Keller, oder ihre unterirdiſche Wohnung, woſelbſt ſie ihr Bett von Laub und Moos hat. Mitunter thut ſich eine Spalte auf, dann ſieht man ſie ſitzen und ſpinnen. Zieht der Nebel blau um die Felſen, dann kocht ſie ihr Mahl. Liegen noch einzelne Schneeblacken unter den dort befindlichen Bäumen, ſo trocknet ſie ihre Wäſche. Sie iſt eine alte, gruſelige Frau und wandelt des Nachts ruhelos umher. An dem einſamen Orte hüten des Mittags die Weidbuben nicht gerne, denn die Elſe ſoll früher ſchon gekommen ſein und Menſchen mit ſich hinein in den Berg genommen haben, die ſind nie wieder zurückgekehrt.

In den Ritterzeiten, in der Zeit der Zwölften, es denkt einem nicht, wann's geweſen iſt, ritt einmal ein

stattlicher Held den Bilstein hinauf und sah im Mondenschein eine gebrechliche Frau mit ihrem Krückstock auf dem Stein eines Kreuzwegs sitzen. Diese bat ihn gar inständig, er möge sie doch hinter sich auf's Pferd nehmen, daß sie auch noch heim käme. Allein der Ritter hatte taube Ohren für ihr Flehen und jagte vorüber. Plötzlich umfaßten ihn die klapperdürren Arme des Weibes. Die Else war ihm hinter den Rücken gesprungen und trieb das schäumende Roß auf die höchste Spitze des Felsens. Dort stürzte sie Mann und Roß hinunter, daß sie elendiglich an dem Gesteine zerschellten, und verschwand im Berge.

Einen Wiesgrund unter dem Bilstein, wo früherhin das Dorf Busenborn gestanden, heißt man „die Bauflecken" und „die Bornwiese." Da sah einmal ein Mann aus dem genannten Dorfe, der auf der entgegengesetzten Bergwand hinging, in der brennenden Mittags-Sommerhitze ein langes, weißes Tuch, wie zum Bleichen, ausgespannt. Als er höchst verwundert den Platz aufsuchte, fand er nichts, nur war das Gras dem langen Weg nach, wo es gelegen, patschnaß. Da fiel ihm ein, von den Alten gehört zu haben, daß die Else oft herab komme, hier ihre Wäsche zu thun, zu baden und zu bleichen, und er wußte nun, was der Märe gewesen war.

In Michelbach und der tiefer gelegenen Gegend sagt man auch: „die Hollefrau wohne im Bilstein.“ —

VI.

Nixen, Elben, Hexen.

Der Wassermann.

Im Wittgenbörner Teiche wohnt ein Wassermann, von dem wäre viel zu erzählen. Unten im Wasser hat er seine köstliche Wohnung, darin hauset er zusammen mit seiner Magd. An schönen lichten Tagen kommt er aus der nassen Tiefe herauf, und man hat ihn dann oft gesehen, wie er auf dem Wasser saß mit seinen grünen Haaren und sich seine zerrissenen Hosen flickte.

Am Forellenteich.

Ein unbekannter Mann, der aber jedenfalls mehr verstand, als Birnen zu schälen, kam von Schotten herauf und gerade nach Breungeshain hinein, wo er sich einen Bauer bestellte, der ihm seinen Ranzen den Oberwald

hinauf tragen sollte. Gingen also die Beiden selbander bis oben auf die Höhe.

Da wollte der Fremde den Bauer wieder heim gehen lassen, doch dieser in seiner Dienstfertigkeit sagte: „O, ich will noch ein Stück mit euch gehen.“ — „Nun, so verschlägt mir's auch nichts,“ antwortete jener, „geht mit, aber gebt mir den Ranzen und versprecht mir, daß ihr mausestill sein wollt und euch nicht rühren noch regen, es mag vorkommen, was da will.“

Der Breungeshainer versprachs hart und fest, und so gelangten die zwei allgemach zum obern Forellenteich, wo der Fremde nochmals sagte: „Jetzt gilt's, haltet euch ruhig, es passiert euch nichts.“ — „Ja doch,“ sprach der Andere.

Darauf nahm jener den Ranzen, wendete ihn um und zisselte etwas heraus, das war lebendig und hatte das Ansehen, als ob's Rattmäuse wären, und dann ging er dreimal hinter einander, immer schneller, fast als flöge er, um den Teich, so daß dem Zuschauer Hören und Sehen verging.

Es dauerte nicht lange, so flog aus dem Wasser ein ungeheurer Rabe auf und flatterte mit weit ausgestreckten Flügeln und häßlichem Gekrächze über den Teich hin. Gleich nach ihm tauchte ein wilder Hund aus den Fluten, und sprang auf sie zu, aber der Fremde schlug mit seinem

Stock nach ihm. Zum dritten Male hob sich das Wasser, und ein Ungetüm ward sichtbar, wie ein riesengroßer Mann, halb nackt bis auf den Nabel und ganz schwarz, mit grünen Haaren um den Kopf, so lang und straff, wie Schilfblätter. Er bleckte die Zähne und schaute mit funkelnden Augen um sich.

Jetzt aber wurde es dem Bauer doch zu bunt, er zitterte und bebte am ganzen Leibe, und schrie so laut er konnte: „Ich will fort, ich will fort!“ Kaum hatte er gerufen, so geschah ein Knall, wie ein Donnerschlag. Alles war weg, der Rabe, der Hund, der Wassermann, und ruhig, als wäre nichts geschehen, lag der Teich vor seinen Blicken. Nur von ferne noch sah er den Fremden eiligst sich davon machen und bald im Gebüsch verschwinden.

Die Geschichte hab ich dem Mann selbst aus dem Maul gehört, als er sie ganz frisch noch auf dem Rainhof in der Schmiede meinem Ellervater erzählte; aber was sie bedeuten solle, wußten sie alle beide nicht herauszukriegen. Das ist ein Brocken für Leute, die in die Bücher gehen. —

Der Elben Tanz unter dem Bilstein.

Einer von den alten Breungeshainer Pfarrern ging einmal nach Burkhards bei früher Morgenstunde, als der

Mond noch voll am Himmel stand und ehe die Sterne erblichen. Als er auf den Baalsweg unter den Bilstein kam, sah er durch eine Waldlichtung auf einem kleinen Wiesenplatz einen weißen Rauch auf dem Erdboden schweben, der ging rundum, schneller und schneller. Er machte sich also hinzu, um das Ding näher zu betrachten, aber nun war der Nebel fort, statt dessen aber sah er auf der Wiese eine unzählbare Schar wunderschöner weißer Jungfrauen, welche wechselweise ihre Hände gefaßt hatten und daselbst im Kreise gar fröhlich auf und ab tanzten. Sie waren aber kleiner als die Menschen, etwa so groß wie ein zweijähriges Kind, rosigen Angesichts, und trugen kleine goldene Kronen auf ihren Häuptern. Zugleich ließen sie einen gar feinen lieblichen Gesang hören, süßer wie Vogelsgesang. Eine Weile sah der alte Pfarrer verwundert dem Reigen zu, dann trat er näher und redete sie im Namen Gottes an. Alsbald wurde Alles unsichtbar, und er würde die Begebenheit für einen Traum gehalten haben, wenn er nicht, auf den Boden blickend, auf dem feuchten Wiesgrund die kleinen Fußtapfen der holden lichten Wesen ringsum vor sich gesehen hätte.

Der Nachtmahr.

Ein Mann in Stockhausen hatte ein junges wunderschönes Pferd, darüber er sich nicht genug freuen konnte.

Die Freude aber ſollte kurz dauern. Immer fand er des Morgens das Thier ganz erſchöpft und ſchweißtriefend, zitternd an allen Gliedern, vor der Raufe. Unmöglich ging das mit rechten Dingen zu, und er legte ſich nun darauf hinter die Sache zu kommen. Siehe, da kam in der Mitternacht durch's Schlüſſelloch eine große ſchwarze Katze, die ſprang auf das Pferd und ritt daſſelbe. Alsbald fing das an zu ſchnauben und vorn und hinten auszuſchlagen und gar jämmerlich zu thun. So kam die Katze alle Nacht, man mochte ihr wehren, ſo viel man wollte. Das war ein Nachtmahr. Kurz darauf ging dem Mann der Gaul elendiglich drauf.

Alb erkannt.

In Ilsdorf waren zwei Liebesleute, die hatten ſich ſehr gerne, ſo daß ſie mit ihren Gedanken Tag und Nacht bei einander waren, der Burſch aber wurde ſeitdem immer vom Alb gedrückt, ſo daß er ſich vor „Gedrenſe“ (Stöhnen) nicht zu raten und zu helfen wußte. Er faßte alſo den Vorſatz einmal den Schlaf zu überwinden und den Alb mit Liſt zu fangen.

Demnach ſtellte er ſich des Abends an, als ob er ſchliefe, und als der Alb nun kam und ſich auf ihn ſetzte, warf er hurtig das Sacktuch über ſeine Bruſt und faßte zu. Alſobald bekam er Ruhe; da er aber im Tuche nichts

Verdächtiges spürte, steckte er's, wie sonst in Gedanken, wieder in den Hosensack, und schlief ein.

Am Morgen war das Erste, was er hörte, daß sein Mädchen in der Nacht eines plötzlichen Todes verstorben sei; das ging ihm schwer zu Herzen, allein es war so. Wie sie nun tot in der „Leichte" (Sarg) lag, und sollte begraben werden, stand er auch dabei und wollte sie noch einmal sehen und das helle Waßer lief ihm über die Backen vor bitterlicher Betrübnis.

Da zog er das Sacktuch heraus, um sich die Thränentropfen abzutrocknen; wie er's aber aufthat, lief etwas heraus, das sah haarig und schwarz aus, wie eine Rattenmaus und schlupfte, ehe man sich's recht versah, dem gestorbenen Mädchen zum Munde hinein. Gleich schlug das die Augen auf und rief: „Was wollt ihr denn mit mir machen? Ich bin ja lebendig und nicht tot!"

Da fiel der Bursch seinem Schatz um den Hals und die zwei Liebesleute freuten sich, wie junge Kinder, daß sie einander wieder hatten. Die Leute aber machten sich ihre Betrachtung drüber und erzählten's weiter, wenn sie auch das Stücklein nicht gerne hören mochten.

Alb gefangen.

Das junge Volk war einmal in der Spinnstube beisammen und vertrieb sich die Zeit mit Erzählen von allerlei

schaurigen Geschichten. So kam man, wie es zu geschehen pflegt, von dem Hundertsten auf's Tausendste. Unter anderem brachte die Magd des Hauses das Gespräch auf das Albdrücken, und beklagte sich sehr darüber, daß sie, alsbald nach dem Einschlafen, schwer davon zu leiden habe; man wollte es ihr aber nicht glauben. „Wartet," sagte sie, ich werde ihn euch fangen, wenn ihr euch nur eine halbe Stunde gedulden könnt!" — „Ja," sagten sie Alle, „geh hin und hol ihn her, wenn's wahr ist!"

Da ging die Magd hinauf in ihre Kammer und legte sich in ihren Kleidern auf's Bett, als ob sie schliefe. Gleich kam der Alb und setzte sich auf sie. Hurtig schlug sie die Schürze über einander und hielt ihn fest. Dann ging sie mit ihm die Treppe hinunter und ließ ihn, mitten unter ihren Kameraden, auf die Erde fallen. Neugierig drängten sich alle herbei, um ihn zu betrachten. Es war ein haariges Ding, zusammen gerollt, wie ein Igel, und rührte sich nicht.

Da nahmen etliche Bursche Kienspähne vom Leuchter und brannten dem Alb auf's Fell, ein mutwilliges Mädchensding aber zog eine lange Spinell aus dem Brustlatz und stach ihn mehrmals tüchtig damit. Als dieß geschah, klopfte es plötzlich sehr stark von außen an das Fenster.

Ganz erschrocken wendete die ganze Versammlung ihre

Augen dahin, sah aber Niemand. Nun rief eine laute Stimme von außen: „Alb, bist du drinnen?“ — „Ja,“ antwortete auf einmal das Ding auf dem Fußboden. Dann hob dieselbe Stimme an, die sie zuerst gehört hatten: „Man sticht dich, man brennt dich; leid alles, sag aber doch nicht, für was die grüne Petersilie gut ist.“

Hexe gesehen.

Einem mittelschlägigen Mann fiel eine Kuh. Es fiel ihm die zweite, dann die dritte, so daß er nur noch eine einzige hatte, den grauen Scheck. Aber auch der schien etwas an sich zu kriegen. Nun wurde es dem Manne doch zu arg, und auf das Begehr seines Schwähers ging er auf Rat, weil das sicherlich Eins dem Vieh angethan hatte. Also machten sich die zwei, der Mann und seine Frau, auf den Weg nach Grünberg zum Wasenmeister.

Als sie zu ihm eintraten, rief er ihnen schon entgegen: „Ihr kommt noch gerade vor Thorschluß; wäret ihr eine Stunde später gekommen, so wäre eure graublümigte Kuh auch hin. Es ist eine Hexe in euerm Dorf, die hat euch das Schicksal angerichtet. Aber geht her, ihr sollt sie sehen.“

Nun stellte er einen Zuber mit Wasser mitten in die Stube, und hieß sie hinein blicken. Sogleich sahen sie

ihre nächste Nachbarsfrau, der sie so etwas nicht im Traume zugetraut hätten, im Wasser, und zwar splinterhagelnackt, wie sie unser Herrgott erschaffen hatte.

In ihrer Aergernis wollte die Frau haben, der Wasenmeister sollte der verfluchten Hexe die Augen ausstechen. Allein er sagte, das dürfe er jetzt nicht mehr thun, vor Zeiten hätte man es wol gekonnt. Dagegen gab er ihnen Gezeugs mit zum Brauchen bei der Kuh, und befahl ihnen gar gestreng, ihr Haus fest zuzuschließen, weil die Hexe alsbald kommen und etwas leihen würde.

Richtig, sie kam auch und schnaubte und haselirte um alle vier Ecken herum, konnte aber nicht hinein. Selbst unter die Gläser lief sie, ob vielleicht eines offen wäre. Endlich wollte sie die Zitter, (die an die Wagendeichsel befestigte Stange, an welche man das Vorspannvieh jocht) die auf dem Hofe lag, forttragen, aber der Mann sprang ihr mit der Holzaxt nach, wie ein Blutvergießer. Da entfloh sie mit Wehgeheul, und die Kuh war gerettet. Weil die Hexe aber eine mächtige Freundschaft im Dorf hatte, ward die Geschichte gar bald wieder „vermümpelt und vermampelt" (verdreht und totgeschwiegen).

Die Lauster-Else.

Die Lauster-Else war eine gefürchtete Hexe in Stornfels, die allen Menschen das gebrannte Herzeleid anthat.

Als sie endlich den Weg alles Fleisches ging, freute sich das ganze Dorf, und glaubte es wäre mit ihr vorbei für immer, als man die Nägel in den Deckel der „Leichte“ (Sarg) einschlug. Ehe es indes auf den Kirchhof ging, blickte einer der bei dem Begräbnis Anwesenden nach einem Nachbarshause. Heiliger Herrgott, da sah ja die gestorbene Lauster-Else leibhaftig zum oberen Stockwerk heraus, lachte grinsend und schnitt ihnen höhnische Gesichter. Als man die Leichte wieder aufmachte, war sie leer und Niemand weiß, wo die Hexe hingekommen ist, es müßte denn sein, daß sie des Teufels Großmutter hätte einen schönen Gruß zu bestellen gehabt.

Hexe getragen.

Aus Schotten gingen zwei Weibsbilder den Weg nach Busenborn. Wie sie auf der Höhe über der Ziegelhütte, der Bockzahl geheißen, anlangten, sprang ihnen gar ein hübsches und lustiges grauweißes Kätzchen entgegen. Beide waren große Liebhaber von Katzen, und weil sie gerade etwas Brod und Speck bei sich hatten, so lockten sie das zutrauliche „Munzi“ an sich, welches sich willig greifen und in die Schürze der Einen thun ließ, aber durchaus nichts fressen wollte. So trugen sie das Kätzchen über die „Emesen-Weide“ und durch den Wald bis auf den Wahnerweg. Eben wollte die, welche dasselbe trug, über

die dort im Wege liegenden großen Steine schreiten, als sie mit Teufelsgewalt angefaßt und rücklings auf den Boden hingeworfen wurde, wo sie laut schreiend liegen blieb. Die Begleiterin hob sie auf, denn sie hatte viele Schmerzen, das Kätzchen aber war nirgends zu sehen. Zu Hause erzählten sie die Historie einem verständigen Manne, der legte sie ihnen aus, wie es recht war. Die Katze war eine Hexe gewesen, die hatte sich von ihnen tragen lassen bis an den Kreuzweg, über den sie nicht durfte, da war ihre Grenze. Am Leib aber, sonderlich an den Armen, hatte das Weib blitzeblaue Mäler, die waren noch lange mit Blut unterlaufen.

Kampf mit der Hexe.

Vor den Hexen kann man sich hüten, wenn man immer auf dem Wasen geht, statt auf dem Wege, und wenn schwarze Katzen im Feld auf Einen zukommen, soll man, so schnell man kann, über die Bach gehen oder quer über den Weg springen. Das wißen jetzt Viele nicht, warum solches gut ist. Der Betzenröder Wirt jedoch hat's einmal erfahren.

Immer, wenn er nach Schotten ging, um sich für seine Kunden Wecke zu holen, und durch den Grund kam, wo vor Zeiten das Dörflein Giera gestanden hat, saß eine große unheimliche Katze am Weg, die sich aufblies

und ihn mit ihren funkelnden Augen angrinste. Als sie wieder einmal da war, dachte er: „Wart, du Unhold, dir will ich den Laufpaß schon schreiben," und wie er nun an sie hin kam, und sie saß noch viel patziger da als sonst, warf er seinen Bündel von der Schulter und faßte seinen Stock, um ihr eins zu versetzen.

In diesem Augenblick setzte sich ihm gegenüber die Katze ebenso auf, spie auch in ihre Pfoten und wollte ihm auf den Leib springen. Da that er einen jähen Sprung über den Kreuzweg, und das war ihm geraten, sonst hätte die Hexe ihn böse bezahlt und sicherlich die zwei Augen ausgekratzt.

Hexe verwundet.

Zwei Burschen von Eichelsachsen, die in Darmstadt beim Regiment standen, kamen auf Urlaub in den Vogelsberg zurück, und kehrten in Schotten in einem Wirtshaus ein, um noch zu guter Letzt einen Labetrunk zu thun. Vor ihrem Weggang gerieten sie mit der alten Frau im Haus in Streit, welche ihnen zu viel abnehmen wollte, wie es eben die Wirte gewohnt sind, so daß sie alle Donnerwetter ihr auf den Kopf fluchten und mit lautem Gemord (Disput) davon gingen.

Auf dem Heimweg sahen sie auf einmal eine große böse Katze bald vor, bald hinter ihnen dreinlaufen; aber

sie äftimirten das Ding nicht und gingen ihres Weges weiter. In der Gegend aber, wo die Launsbach fließt, fuhr die Katze dem einen Soldaten in die Beine, eh er sich's versah, und kratzte und biß ihn dergestalt, daß er laut Ach und Weh schrie. Sein Kamerad zog sogleich den Säbel und schlug auf das giftige Thier los, das auch an ihn wollte, und wischte ihr etliche aus, daß sie tüchtig blutete. Auf einmal war die Katze weg.

In Eichelsachsen erzählten die Soldaten das seltsame Abenteuer. „Ja," sagten die Leute, „das ist kein Wunder — das ist die Wirtin gewesen, die steht schon lange in bösem Geruch; seht morgen nur einmal nach." Das thaten sie denn auch. Richtig, die alte Frau lag im Bett, hatte Kopf und Arme verbunden und Blutschrammen im Gesicht und an den Händen. So kam ihre Falschheit an den Tag.

Hexe wird bestraft.

Ein Bauer in Steinfurt hatte ein wunderschönes Füllen, das seine Augenweide war. Allein das Thierchen bekam eine Unkunft an sich, und ging ihm drauf, ehe er sich's versah. Allen Leuten und auch ihm selbst kam's vor, als wäre demselben etwas von einem bösen Menschen angethan worden. Da wurde ihm denn ein überhäupter Mann verraten im Fuldischen, zu dem reiste er, um zu erfahren, was es wäre.

Als er diesem sein Anliegen vorgebracht hat, erhielt er auch die gewünschte Zusage, doch sollte er warten bis Tags darnach, und über Nacht im Wirtshaus liegen. Mein Bauer aber dachte bei sich selbst, er wollte doch dahinter kommen, was bei solcher Sache eigentlich gemacht würde, und versteckte sich in der Scheuer des Mannes.

Es dauerte nicht so lange, so ging die Thür auf, der Mann trat herein, schaute sich um und rief: „Grünhut, wer ist's, der das Füllen tot gemacht hat?" Da erscholl die Antwort: „Es ist nicht geheuer." Wieder rief der Mann dasselbe und erhielt dieselbe Antwort auch zum zweiten und dritten Male, obschon er mit großem Drohen eine andere forderte. Da ward's dem Zuhörer doch schwül um's Herz, er machte sich heblings aus dem Staube und ging zurück in's Wirtshaus, wo er die Hacke unterstellte.

Am andern Morgen rief ihn der Mann zu sich und sagte: „Willst du die Hexe sehen, so komm." Da erschaute er eine reiche Nachbarsfrau in einem Waßerzuber und zwar pudelnackt, wie Mutter Eva, anzusehen. „Was soll ich ihr thun?" fragte der Mann weiter. „Stich ihr das rechte Auge aus," gab er zur Antwort. Da nahm jener eine lange Nadel und stach durch das Bild im Waßer. Gleich lief das Blut auf dem Waßer dahin.

Nachdem der Lohn ausbezahlt war, zog der Bauer

wieder heim. Als er noch vor Steinfurt ging und einen Bekannten im Felde antraf, sagte ihm dieser: „Weißt du auch schon, was es im Dorf Neues gibt? Deiner Nachbarsfrau ist heute Morgen das rechte Auge aufgeplatzt und ausgelaufen. Sie wird verscheuselt (verschändet) sein für ihr Lebtag.“ Da dachte er sein Theil, denn nun hatte die Hexe ihre Strafe erhalten.

Abenteuer in der Walbersnacht.

Eine Magd diente bei einer Herrschaft, und Manches, was sie im Hause sah und hörte, kam ihr äußerst verdächtig vor. Namentlich traute sie ihrer Frau nicht und gab ihr deshalb auf Schritt und Tritt Achtung, doch konnte sie lange nichts Gewisses ausmachen. — Als aber die Walbersnacht herbei kam, schickte man sie unter nichtigen Vorwänden früh zu Bette. „Wart,“ dachte sie, „ich komme doch hinter die Geschichten.“ Also blieb sie aus Neugier wacker und bezwang den Schlaf, dann versteckte sie sich sorgsam in einer dunkeln Ecke, von der aus sie Alles sehen konnte, was vorging. Es war kurz vor Mitternacht, da kam die Frau in bloßen Füßen und aufgelösten Haaren leise, wie eine Katze, die Treppe herab und ging in die Küche. Sie trug ein Töpfchen in der Hand, damit salbte sie sich Hände und Füße, dann griff

sie in die Ecke nach dem Kehrbesen und salbte auch diesen. Darauf murmelte sie vor sich hin:

„Zum Schornstein hinaus
Über Hecken und Strauch!“

Alsbald fuhr sie rittlings auf dem Besen in die Höhe und verschwand durch den Schornstein. Da das Ding so leicht und lustig war, erwachte in der Magd die Begierde es der Frau nachzuthun, denn das Töpfchen mit Salbe stand noch da und war nicht völlig ausgebraucht. In der Eile hatte sie jedoch auf den Spruch nicht genau aufgemerkt, und so sprach sie denn in ihrer Unvernunft:

„Zum Schornstein hinaus
Durch Hecken und Strauch!“

Gleich fuhr sie auch empor, zum Hause hinaus, aber o Weh! eine unsichtbare Gewalt jagte sie durch Hecken und Dörner und mitten durch die dichsten Gebüsche, so daß sie über und über blutend, an Händen und Füßen geschunden, das Gesicht und den Leib zerkratzt, auf dem großen Versammlungsplatze der Hexen anlangte. Sie konnte nur sehen, daß ein großer schwarzer Bock in der Mitte stand, um den die Hexen ihren wilden Tanz aufführten. Ganz erschöpft und heulend fiel sie nieder auf den Boden und lag lange bewußtlos, bis sich ihre Frau herzufand und ihrer annahm. Diese lehrte sie den rechten

Spruch und brachte sie wieder heim. Weil sie aber bei dem ersten Versuch das Hexen zu lernen so hart gewitzigt worden war, begehrte sie nicht weiter nach dem zweiten, denn gebrannte Kinder scheuen das Feuer! —

Wie einer Hexe gelohnt wurde.

In Frischborn, einem Kirchdorfe bei Lauterbach, lebten Leute, die waren ehedem blutarm gewesen, und wurden zusehends reich; man wußte in aller Welt nicht, wie das Ding zuging.

Zu ihnen kam eines Abends eine fremde Frau mit einem Kind an der Hand, und bat sie, um der Barmherzigkeit Gottes willen, um eine Nachtherberge. Der junge Mann im Hause, seines Zeichens ein Zimmermann, willigte aus angeborner Gutmütigkeit auch sogleich ein, und bot der Frau an, sie solle auf der Oberläute (der Oberstube) bei seiner alten Mutter im Bette schlafen.

Dagegen setzte sich diese aber aus Leibeskräften, und brachte es durch ihre Gegenreden richtig auch dahin, daß der Sohn den Gästen eine Streu auf dem Fußboden neben ihrem Bette zurecht machte. Darauf streckte die müde Fremde sich hin, nachdem sie, wie es rechtschaffenen Christen zukommt, gläubig ihren Abendsegen gebetet und sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnet hatte.

Während dessen saß die Alte mit einem Mopsgesicht am Tisch und trällerte auf ihrem Spinnrad, that aber sonst kein Maul auf und betrachtete mitunter mit ganz artlichem Blick die zwei auf der Streu Liegenden. Diesen war es von vorn herein in ihrer Gesellschaft nicht ganz wol ums Herz gewesen, und so stellten sie sich nur an, als ob sie schliefen, in Wahrheit aber merkten sie auf, was es geben würde. Ueberdem schlug es zehn und elf Uhr und noch immer machte die Alte keinen Feierabend.

Als es jedoch stark auf die Mitternacht losging, sprang, ohne das mindeste Geräusch, die Thür weit auf, und ein verdächtig aussehender Grünrock mit einem großen Beutel voll Geld in der Hand trat herein. „Schaff mir eine Seele," rief er, „ich will dirs gut bezahlen," und deutete mit einem entsetzlichen Blicke auf die anscheinend Schlafenden.

„An die auf dem Stroh kann ich nicht," antwortete die Alte, „denn die haben einen Kreis um sich gezogen. Aber wart, jetzt fällt mir was ein," fuhr sie fort, „mein Sohn ist ein Zimmermann und geht früh morgens an sein Tagewerk, da ruft ihn immer ein unschuldig Mädchen, die noch nicht gebetet und noch nichts gegessen hat, zum Morgenimbis. Das Mädchen will ich dir schaffen; ich verwandle mich zuvor in eine große schwarze Muck, lauf unter die Heerde und mache mich an das dumme Ding; laß mich

nur gewähren!“ Der Grünrock war zufrieden, gab ihr den Beutel mit Geld und verschwand.

Kurz darnach legte sich die saubere Person, als ob nichts vorgefallen wäre, ins Bett und schlief ein. Die fremde Frau aber konnte kein Auge zuthun, und erwartete mit Todesangst das Morgengrauen, denn kein Wort des Gesprächs war ihr entgangen. Als die Alte fest schnarchte, stieg sie hehlings auf, erzählte, sobald sie konnte, dem Sohne den schändlichen Plan und ermahnte ihn, recht auf der Hut zu sein, ob es nicht bei Tagesanbruch etwas Verdächtiges geben würde; dann schied sie mit ihrem Kinde unter viel Dankſagen.

Und wirklich, als der Hirt ausfuhr, war auf einmal eine böse, schwarze Muck unter der Heerde, — man wußte nicht, woher sie gekommen war, — die rannte stracks auf das Mädchen zu und suchte dasselbe in Einem fort am Kleide zu fassen und festzuhalten.

Aber nun sprang auch der Zimmermann mit seinem Richtscheid auf die Unholdin hinein und traf sie damit so hart, daß sie, wie todt, hinstürzte, und er dachte: sie hat ihr Theil; dann begab er sich nach Hause.

Siehe, da lag seine Mutter oben im Bett, war grün und blau geschlagen und konnte weder ein Glied regen, noch ein Auge aufthun. Er, als er dieß sah, sprach voll Zorns: „So, ich glaubte, der Reichtum käme von unsrem

Herrgott; so kommt er also vom Teufel, nun so sollst du, alter Drache, auch des Teufels Dank dafür haben!“

Damit ergriff er einen herzhaften Prügel, riß die zeternde Alte mit Gewalt herum und wamsete sie so gründlich noch einmal durch, daß kein Hund ein Stück Brod mehr von ihr nahm und sie den Himmel für eine Baßgeige ansah. So hatte sie ihr Recht und das hat ihr bis heute noch kein Mensch vergönnt. Ob sie aber deßwegen das Hexen gelassen hat, davon ist Nichts unter die Leute gekommen. Denn wer einmal das Hexen kann, der verlernts nicht! —

Hexentanzplatz.

Auf der „Pfingstweide“ zu Volkartshain stand ehedem ein uralter, großer Lindenbaum, den nannte man nur den Hexenbaum. Jedesmal am Walberstag, in der Mitternachtsstunde, kamen dahin alle Hexen aus dem Vogelsberg, und tanzten mit dem Teufel um den Baum herum. Ging man am Frühmorgen dahin, so konnte man die Spuren ihrer Füße noch ganz deutlich im Thau des Grases sehen. Es soll dort allerlei sonst noch passiert sein, allein der Baum ist nun umgehauen, und das junge Volk hat die alten Geschichten jetzt längst vergessen.

Der Hexenstein unter Herchenhain.

Wenn man von Sichenhausen hinaufgeht nach dem armen und alten Dorfe Herchenhain, dem höchsten Ort im Hessenland, sieht man linksab vom Wege ein kleines Fichtenwäldchen, in welchem ein Felsen emporragt, das ist der Hexenstein. Warum der Platz so heißt, braucht man nicht zu raten, denn die Hexen haben da immer ihr Geführt (Wesen, Umgang) gehabt. In Sichenhausen war aber ein Mann, der sich auf die schwarze Kunst gut verstand, und oftmals sich dort allerlei zu schaffen machte, worüber die Leute die Köpfe schüttelten. Einmal in der Nacht befahl er seiner Magd, ihm dahin zu folgen und einen neuen irdenen Topf mitzunehmen, ohne daß er ihr sagte warum. Als sie am Hexenstein angekommen waren, stellte der Hexenmeister denselben auf die Erde und ging dreimal drum herum, dann sagte er:

„Hier veracht ich meinen Gott
Und glaube an diesen Pott."

Diese Gotteslästerung konnte aber die Magd nicht stillschweigends anhören, denn sie hatte noch einen guten Funken in sich, und rief deshalb so laut sie konnte:

„Ich glaub aber an Gott,
Fahrt ihr zum Teufel mit eurem Pott!"

Darauf sprang sie den Berg hinunter, denn sie mochte

nichts weiter sehen und hören, und andern Tags, wie sie ging und stand, verließ sie das Haus und den Dienst.

Auf dem Oberseener-Hof,

in der Nähe des früheren Fohlenstalles, stand bis vor wenig Jahren ein hochgewachsener, breitästiger, uralter Lindenbaum, unter dem ist nie eine Spitze Gras gewachsen, noch jemals ein Tropfen Regen oder der geringste Schnee zu spüren gewesen. Der Erdboden ringsum war Sommers und Winters bickelhart und festgetreten, wie eine Heerstraße. Hier soll der Teufel mit den Hexen der ganzen Gegend immer auf Walpurgisnacht seinen Tanz gehalten haben. —

Die Hexenwiese bei Ruttershausen.

Im Wald bei dem Ruttershäuser Kirchenstumpf ist eine Lichtung, man heißt sie die Hexenwiese. Da halten alljährlich die Hexen ihren Ehrentanz mit dem Teufel, sobald es Walbersnacht ist. Wer's nicht glauben will, der darf nur hingehen am Morgen. Er wird rings herum im Kringel das Erdreich zertreten sehen und alle Gräser geknickt finden.

VII.

Wehrwolf, Zauberer, Teufel, Irrlichter, Seelen.

Wehrwolf in Grünberg.

Die bösen Menschen, welche sich in Wehrwölfe verstellen, sollen dies damit fertig bringen, daß sie einen Gürtel um sich schnallen, den ihnen der Teufel gegeben hat. In ihrem Ansehen unterscheiden sie sich von natürlichen Wölfen dadurch, daß sie dicker und klumpiger sind als jene. An vielen Orten weiß man von ihnen zu berichten. Meistentheils haben sie aber einen Kreuzweg, über welchen sie nicht hinaus dürfen. Können sie keinen andern Schaden thun, so pflegen sie den nächtlich Heimkehrenden doch manchen Schabernack zu spielen.

So ist in Grünberg eine Straße, da geht der Wehrwolf um. Er springt den Leuten bei nächtlicher Weile unversehens auf den Rücken und wird mit jedem Schritt schwerer und schwerer, daß sie unter der Last zusammenbrechen. Seine Pfoten schlingt er um ihren Hals, als wollte er ihnen die Kehle zudrücken, und sie spüren seinen glühend heißen Athem und hören sein

Schnauben. Nur beherzte Leute können sich vor solchem Schreck behüten. Sobald sie den Unhold auf sich merken, müssen sie schnell ein Messer, auf welchem drei Kreuze eingegraben sind, rücklings über den Kopf werfen, und beten: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde," dann werden sie im selben Augenblick aus aller Anfechtung befreit und der Böse hat keine Gewalt mehr über sie.

Wehrwolf in Sichenhausen.

Noch jetzt, wenn eins beim Essen einen Faden spinnt, der kein Ende hat, sagt man spottweise: „Der hat einen Hunger wie ein Wehrwolf." Arme Leute in Sichenhausen hatten einmal Brod gebacken und Mann und Frau trugen ihr Gebäck nach Hause. Sechs halbe Kuchen waren dabei gewesen; wie sie aber daheim ankamen, fehlten ihrer vier, und noch dazu die schönsten. Die Frau that darüber gar unsinnig. Da sagte ein Nachbarskind: „Wißt ihr, wer euch das gethan hat? Ich hab's wohl gesehen. Ein Ding, so groß wie ein Kalb, lief euch nach, und hat die Kuchen in seinem Maul aus dem Backtrog fortgetragen." An jenem Tag fehlte im Nachbarshaus eine Magd, der man schon lange nichts Gutes zutraute, die wurde der Sache als Wehrwolf geziehen und von ihrer Herrschaft kurzer Hand fortgejagt.

Wehrwolf am Rainhof.

In der Mundart der Umgegend.

Moi Eller hott mersch, bie eich noch su e klôi Madchesding wuhr, glôatt deck verzäihlt, doss fir Zeide däi biese Minsche seich ian Wärwilf verschtahlt hätte. Aach ias ehr sälwer emôal ian der Oart e wonnerlich Geschicht bassehrt. Nämlich e sû: Ehr Loit hû Haa gemoht uffem Platz iam Feld, bû mersch haast: „Uff der Päifersch Schaanz.“ Säi hottes Aesse ianner Mahne uffem Kobb, en trahts enaus zor Meddôakssobbe. Wäi se uff däi Wiss kimmt, saast se däi Mahn uffen Burrem, dôacht se zau, en gitt eweck däi Loit ze ruffe. Ezzet, bie se dodervô wiarrerkimmt, en guckt nôach, se ias Alles raddebutz uff gefrässe, meht Schtomb en Schtiel, vurablich däi gaude Oelepaakuche sein ewek, nor sû e klôi bessi Sobbe ias noch dô. Môi Eller, näit faul, läfft schwinn haam, en langt Schbeck en Wörscht, dässe doch kôin Honger sinn laide. Äwe setze se noch bei dem Dröbbche Sobbe, se brecht der uch e Wärwolf dorch däi Häcke, en schtracks uffse lus, äss wottersche verjahn, en aach dôas Läist ian frässe. Säi der äwer uffgeschbronge, däi Mannskerl ehr Senste erwescht, en uffen Uhold enieh gehaage, en fir Grissel meht enah gekresche gotts-

märterlich. Dôa gitt der ungebäten Gast firren dorch, wäi en Hôas, — en Aagebleck, en eweck wuhrer! Hä sôakk rond aus, bie en Bär, en hatt aach en Buckel, väil braider, bie en nadirlicher Wolf. Dias Schtöckelche hott moi Eller deck verzäihlt, merr konns gedrust gekläwe, es ias hôart en fest wuhr.

Wehrwolf entdeckt.

Ein blutarmes Weibsbild ging, wie schon oft, einmal im Frühjahr hinaus, um hinter den Hecken sich Gras zu rupfen oder abzusicheln, das wollte sie dann in den mitgenommenen Sack stopfen und zur Bewirthung ihres einzigen Hitzchens (Zicklein) auf dem Kopfe heimtragen. Dieses muntere Thierchen war ihre Augenweide und so zahm, daß es ihr überall auf den Ferſen nachfolgte. Auch jetzt hatte sie es wieder bei sich, und eben hüpfte es gerade recht lustig an einem Heckenrain herum, um sich da nach Herzenslust am grünen frischen Laub zu erlaben, als plötzlich ein sonderbares Geräusch entstand und mit funkelnden Augen und weit aufgesperrtem Rachen, zähne blecken, ein Wehrwolf auf Beide losstürzte, der das arme erschrockene Ding im Hui zu zerreißen drohte. Mein Weibsbild aber behielt das Herz am rechten Flecken, und sintemal Holland so sichtbar in Noth war, warf's unver-

sonnen dem Wehrwolf die Sichel über den Buckel. Obs nun das Eisen machte oder daß drei Kreuze auf dessen Klinge standen, kurzum — mein Wehrwolf war augenblicks fort, statt seiner aber stand, zitternd wie Espenlaub, eine Mannsperson aus einem benachbarten Orte vor ihnen, die machte eiligst links um und entrann also. Das Hitzchen aber, was seiner Herrin am liebsten war, war für diesmal aus den Klauen des Wehrwolfs gerettet.

Wehrwolf verwundet.

Es war zur Zeit der Heumahd, als einer der ersten Ansiedler von Klein-Eichen aus dem Dammgrund, wo er sich müde geschafft hatte, geruhlich heimkehren wollte. Auf einmal stürzt aus dem Bornwäldchen ein großer, dicker Wolf, deren es dazumal gar viele gegeben hat, heraus, geradewegs auf ihn zu und will ihn partout in tausend Stücke zerreißen. Er also flugs die Sense vom Buckel genommen und mit lautem Geschrei um sich geschlagen so lange er kann.

Eine geraume Weile dauerte dieser erbitterte Kampf, aber die Kräfte des Mannes ließen nach, seine Sense fiel ihm zu allem Unglück auch noch auseinander. Als er nun noch einen andern Wolf blutdürstig in seinem Rücken jappen hörte, gab er seine Partie für verloren und erwartete nichts anders als seinen Tod.

Doch das Gethier hinter seinem Rücken war kein Wolf, sondern sein treuer großer Hund, der, wie gerufen, dazu kam und ihm wüthend zur Hilfe herbeisprang. In einem Nu warf sich dieser auf den Unhold, riß ihn nieder, würgte ihn am Halse und zerbiß ihm zwei Beine, daß er so erbärmlich heulte, daß es einem durch Mark und Bein ging. Gewiß hätte er ihm auch vollends den Garaus gemacht, wenn er nicht, so schnell wie man eine Hand umwendet, weg gewesen wäre, — man konnte keine Spur von ihm entdecken. Der Mann ging also mit vielem Kopfschütteln heim und merkte wohl, daß es bei diesem Abenteuer nicht mit rechten Dingen zugegangen sein mochte.

Folgenden Tags hörte er zufällig, daß genau seit der Stunde, wo sich dies Stücklein zugetragen, in Ilsdorf ein Mann plötzlich todeswund im Bett gefunden worden sei, für den sei wenig Hoffnung. Es seien ihm, man wisse nicht wie, beide Beine am Leibe kurz und klein zerbissen und er werde es also unmöglich mehr lange machen. Da sprach er zu sich selbst: „Kenne ich dich jetzt, du Wehrwolf? Dir ist recht geschehen; du magst nun ausfressen, was du dir eingebrockt hast!“ —

Wehrwolf in der Schalksbach.

Zwischen Herbstein und Hopfmannsfeld liegt ein Grund, da soll's nie ganz richtig gewesen sein, man heißt ihn die Schalksbach. Dahin trug eine Frau aus Hopfmannsfeld die Mittagssuppe, denn ihr Mann war früh von Haus weg mähen gegangen. Kaum war sie am Platze angelangt, so sah sie ihren Mann auf die Wiese bei dem Herbsteiner Wäldchen gehen. Kurz darnach lief aus demselben der Wehrwolf auf sie zu, stürzte sie zu Boden, schleifte die Jammernde im Angesicht der Leute auf der ganzen Wiese herum, und zerriß ihr endlich den rothen Moltongsrock, den sie anhatte. Darauf ließ er sie gehen und lief schnurgerade in den Tannenwald zurück. Bald kam er nun in Menschengestalt als ihr Mann wieder an, und ging zu ihr, legte auch den Kopf auf ihren Schooß, um auszuruhen. Aber es stacken ihm noch rothe Fasern in den Zähnen. Da sagte die Frau: „Ei, du hast ja von meinem rothen Rock in deinen Zähnen." — „Ach, Frau," antwortete er, „ich wollte nur einmal mit dir spielen." — „So ein Spielwerk will ich aber nicht haben," rief die Frau in ihrer Bosheit, zog, eh er sich's versah, ihr Sackmesser heraus und schnitt ihm die Kehle ab. So fand er seinen Lohn und starb eines bösen schnellen Todes. Zum Gedächtnis dieser Mordgeschichte

ward an dem Platz ein Stein gesetzt, der hat noch lange da gestanden, darauf war alles beschrieben.

Wehrwolf in Bobenhausen.

In einem Frühjahr hatte sich einmal eine Nachtigall nach Bobenhausen verirrt, und erfüllte mit ihrem himmelsüßen Gesang alle Abend die Gärten auf der Ostseite des Dorfes, so daß Jedermann hinaus lief und das in der hohen Gebirgsgegend so seltene Vöglein hören wollte. Aus derselben Veranlassung hatte sich auch eine Frau, die ihr Kind auf dem Buckel trug, zu später Stunde dahin begeben. Wie sie in die Nähe des ehemaligen Bleichgartens der Pfarrei kam, wo es nach dem Leutgespräch niemals ganz just gewesen sein sollte, sah sie in der mondhellen Nacht etwas Zottiges und Schwarzes daher kommen, und wie sie es recht weis wurde, war's ein fürchterlich großer Wehrwolf mit weit aufgerissenem fleischrothem Rachen, blinkenden Zähnen und lang heraushängender Zunge, der grimmig sie zu verschlingen drohte. Zum Tode erschrocken sprang sie der Hecke entlang, flüchtig wie ein Reh, rückwärts, aber auf der andern Seite derselben, nicht minder hurtig, folgte ihr der schnaubende Unhold auf dem Fuße nach. Athemlos von dem eiligen Rennen gelangte sie an eine Lücke des Bleichgartens, und gedachte eben durch dieselbe zu entwischen,

als sie von unsichtbarer Hand einen sehr starken, schmerzlichen Schlag auf dem Rücken verspürte. Gleichzeitig, sie begriff nicht, wie es zuging, fielen ihr auch alle Kleider, die sie anhatte, vom Leibe, und zitternd, wie Espenlaub, und schandbar entblößt stand sie da; ihr Kind aber flog, wie ein Ball, über die Hecke hinweg, über einen Birnbaum mitten im Garten hinaus, und schlug dann bolzengrade nieder zur Erde. Die Frau raffte, so flink sie konnte, ihre Kittel (Röcke) vom Boden auf, stieß, ihrem entrückten Kind mit Verzweiflung nachblickend, den gellenden Angstschrei aus: „Ach, du lieber Gott, mein Kind!“ und rannte dann blindlings in den Garten. Siehe, da war auf einmal der Wehrwolf weg, ihr Kind aber fand sie unversehrt im Grase liegen.

Der dreibeinige Hase.

In Busenborn war ein junges Mädchen von auswärts glücklich verheirathet, aber dies Glück vergönnten ihr viele aus dem Dorfe, die seinen Mann herzensgerne auch genommen hätten, wenn er sie nur gemocht hätte. Einmal war die junge Frau allein daheim und hatte ihr hübsches Kind auf dem Arme. Da kam, sie wußte nicht woher, am hellen, lichten Tage ein dreibeiniger Hase daher, lief stracks auf ihr Haus zu, sprang erst vor der Hausthür, dann vor den Gläsern (Fenstern) umher, ging darauf bolzengerade

die Wand hinauf und schaute sie ganz giftig mit seinen häßlichen Glotzaugen an. Als ihn die Frau sah, kriegte sie einen Todschrecken und that einen lauten Schrei; da war der Hase verschwunden.

Sider der Zeit ging sie herum, und surte und surte (kränkelte), bis daß sie starb. Das war nämlich ein böser Mensch gewesen, der hatte sich in einen Hasen verstellt, und ihr so das gebrannte Herzeleid angethan.

Drei Stücklein von der Sotzbacher Kunst.

In Sotzbach bei Birstein gab es früherhin Leute, die konnten bannen und sich unsichtbar machen. Wer sie hören will, dem wollen wir davon drei Stücklein erzählen.

1.

Ein Sotzbacher Mann ging nach Büdingen unter die Steinhauer, und weil er ein großer und stattlicher Kerl war, stach er den Preußischen Werbern merkwürdig in die Augen, die damals stark im Reich streiften. Er war aber ein Lüftling, der recht fein und lustig thun konnte. Als er sich hatte anwerben lassen, brachte er den Wachtmeister dazu, daß er zum Spaß ihm seine goldene Sack-Uhr mit der schweren silbernen Kette anhing und seine silberbeschlagene Meerschaumpfeife zum Rauchen in's Maul steckte. Schnell ging er mit alledem an den Tisch, trank ein Glas Bier aus, stellte das Glas verkehrt, und — gesehen hatten sie ihn!

2.

Ein Anderer, der Kreders Klas, hatte Wild geknappt, und sah den Jäger kommen. Also verwandelt er sich in einen Baumstamm, und richtig, mein Jäger geht hin, setzt sich darauf und klopft sich auch dran die Pfeife aus. Als er weg war, schrieb er demselben einen Brief, wenn er wieder einmal seine Pfeife ausraumen wollte, sollte er sie nicht an seinem Kopfe ausklopfen. Nun hat der Jäger ganz verzweifelt im Walde den Stumpf gesucht, konnte ihn aber nirgends finden. Das sind Alles grundwahre Geschichten und ist Alles geradeso passiert. Wenn ihn kein Mensch sehen sollte, war er gleich weg. Der Förster suchte ihn einmal im Wirthshaus. Da hieß es: „Drin am Tisch sitzt er.“ Am Tisch aber standen die Kaffeeschälchen, die waren noch naß, und Alles rings herum war vollgetröpfelt, er aber war nicht da. Als der Förster auf der Straße stand, machte er das Fenster auf, zog ein Spottmaul und sagte: „Gelt, du scheeler Drach, jetzt hast du mich doch nicht gesehen!“

3.

Im siebenjährigen Krieg kam eine Schwadron Reiter nach Sotzbach, die nahm sich einen Bauer aus dem Dorfe als Boten mit. Dieser ging mit ihnen bis auf den letzten Berg und sagte: „Seht ihr dort unten das Dorf,

das ist's!" und wendete darauf wieder um. Aber er konnte bannen und ließ sie halten, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten, einen halben Tag lang. Unter der Hand kam ein anderer Mann zu ihnen, den schickten sie flehend in's Dorf, er sollte doch dem alten Mann, der vor der Hausthüre säße, sagen, daß er sie ziehen ließe. Dieser aber sprach: er solle nur hingehen; er wisse wohl, warum er sie halten ließe, sie hätten ihn ja auch können in Ruhe lassen.

Die schwarze Rabe.

Der Waldmüller von Ilbeshausen wollte vorlängst einmal, wie er's allsonntäglich gewohnt war, hinab ins Dorf zur Morgenkirche gehen. Weil er aber gegen Vermuten zu spät kam, und es nicht Sitte ist, wenn es schon ausgeläutet hat, noch die Thüre des Gotteshauses zu öffnen, so ging er in ein bekanntes Nachbarhaus. Alle Leute desselben waren weg in die Kirche, auf dem Tische aber lag ein Buch aufgeschlagen, so groß, wie ein Gesangbuch, auf dessen Deckel man einen schwarzen Raben mit einem Ring im Schnabel erblickte.

Kaum hatte der Müller das Buch ergriffen und darin angefangen zu lesen, so sprang plötzlich die Thür auf, und ein bärtiger Jägersmann in grünem Kleid trat herein, sagte aber kein Wort. Als ihn der Erstaunte

vom Kopf bis zum Fuß betrachtete, merkte er, daß er einen Kuhfuß hatte, und daß der Grünrock Niemand anders als der leidige Gottseibeiuns sein könne.

Ganz erschrocken hielt er inne mit dem Lesen und stand höllische Aengste aus. Nicht minder erschrocken war der Mann, als er aus der Kirche kam. Er sah den Teufel, nahm schnell das Buch und las Alles, was der Müller gelesen hatte, rückwärts; da verschwand der böse Geselle.

„Du kannst Gott nicht genug danken," sprach er tief aufathmend hernach, „daß du noch so davongekommen bist. Hättest du noch ein paar Reihen weiter gelesen, so hätte dir der Teufel das Genick gebrochen. Du hattest ihn citiert, und ungestraft läßt er sich nicht berufen!"

Der Waldmüller hat sein Lebtag nie wieder Lust verspürt in der „schwarzen Rabe", diesem Zauberbuch, zu lesen; wohin es aber seitdem gekommen ist, das will kein Mensch im Dorfe wissen.

Gezauberte Milch.

Ein Mann ging durch den Wald, und traf da mit einem Köhler zusammen, der ihn mit freundlichen Worten einlud, mit ihm Kaffee zu trinken. Als dieser gekocht war, sagte der Eine: „Aber, wo ist denn die Milch? Ich sehe ja keine!" — „O, dafür soll Rath werden,"

entgegnete der Andere, „wir wollen die beste im Dorfe trinken.“ — Er nahm nun seine Axt, schlug sie fest in einen naheliegenden Baumstumpf ein, und sagte: „Eben melk ich dem Pfarrer seine Kuh.“ Wirklich floß auch aus dem Axtstiel die beste Milch in das untergehaltene Töpfchen. Als dies der andere sah und gewiß wurde, daß er's mit einem Hexenmeister zu thun habe, verlor er alle Lust an der Mahlzeit und machte sich eiligst aus den Aesten.

Der Ranzen des Zauberers.

In's Betzenröder Wirthshaus kam im vorigen Jahrhundert einmal der Wasenmeister von Grünberg und bestellte sich bei der Wirthin eine gute Mahlzeit. Seinen ledernen Ranzen, der, wie es schien, ganz leer war, hing er an einen Nagel der Wand auf. Zugleich sagte er der Wirthin, bis das Essen fertig sei, wolle er vorher noch einmal in's Dorf gehen; denn er habe da viele Geschäfte. „Um Leib und Leben aber rührt mir den Ranzen nicht an,“ sprach er bei zwanzig Mal zu der Frau. „Ja doch“, antwortete die, „geht nur“.

Kaum aber hatte er den Rücken gewendet und die Thür war in's Schloß gefallen, so lief die neugierige Alte, wie eben die Weiber sind, die gerne hinter Alles kommen wollen, herzu, und tupfte nur so ein klein wenig

an den Ranzen. Gerechter Gott! Gleich fing der an aufzuschwellen, wurde dicker und dicker, und zuletzt so unförmlich, daß [illegible] himmelangst wurde und sie heulend in die Kammer sprang.

Ungerufen und wie der Blitz kam nun aber auch der Wasenmeister zur Stubenthür hereingesaust und schrie im höchsten Schrecken: „Was habt Ihr mir gemacht! Wer weiß, ob ich über das Ding noch Herr werde!“ Mit Gewalt riß er den Ranzen herab, hing ihn sich um und schlug mit einem Prügel wütend auf ihn los.

Unter diesem Schlagen machte er sich davon und ließ auch die bestellte Mahlzeit im Stich. Die Wirthin aber konnte von Glück sagen, denn das war ein böser Geist, den er in den Ranzen gebannt hatte, und wäre der herausgekommen, so hätte er nachher für immer in ihrem Hause gespukt.

Der sichere Schuß.

Der Jägermüller von Heimertshausen saß bei rabenschwarzer Nacht mitten unter den Bauern am Wirthstische, und schnitt, nach seiner Weise, wieder einmal mit dem großen Messer auf. Diese aber hielten's für Foppere und lachten ihm entweder in's Gesicht, oder schüttelten ungläubig dazu die Köpfe. Geärgert sprang er auf und rief: „Was gilt's? Ich gehe in die Kammer,

mache das Fenster auf, lege die Büchse an den Backen und drücke blindlings los — es soll doch ein Hase im Garten liegen, den ich getroffen habe?“ — „Ja, was gilts?“ antworteten sie und wetteten um viel Geld, daß er's nicht könnte, denn sie hielten's für die pure Menschenunmöglichkeit. Allein der Jägermüller that, wie er gesagt hatte, und schoß sein Gewehr in die Dunkelheit ab, ohne einen Augenblick zu zielen. Dann begab sich die ganze Gesellschaft hinaus in den Garten. Lange zu suchen brauchten sie nicht, denn an der gegenüberliegenden Hecke wälzte sich ein armes Häschen noch ganz frisch in seinem Blute, und die Wette war somit gewonnen. Die Bauern zahlten zwar das Geld mit saurem Gesichte, aber einer nach dem andern machte sich eine Ausrede, um von dem Jägermüller loszukommen, obschon er sie zum Miteſſen mit vielen Worten einlud. Denn sie wußten nun von ihm, „wo Barthel den Most holt,“ und wollten mit Einem, der sich dem bösen Feinde verschrieben, nichts zu schaffen haben.

Des Zauberers Rache.

Dem Kuhhirt zu Ehringshausen passierte das Stücklein, daß seine sämmtlichen Kühe, ohne Milch zu haben, heim kamen. Er gab deßhalb sorgsam Acht, was die Schuld davon sei, und entdeckte endlich, daß ein fremdes

Kalb alle Tage herbeisprang, und — er mochte sich stellen, wie er wollte — allen Kühen die Milch aussaugte. „Wart", dachte er, „dich krieg ich doch." Als das Kalb wieder einmal da war, nahm er sein Messer, auf welchem drei Kreuze eingegraben waren, unversehens und stillschweigends, und warf's ihm über den Kopf. Aber siehe, der böse Mensch, der ihm das Alles anthat, hatte mehr Gewalt als er dachte. Denn in demselben Augenblick war wohl das Kalb fort, er selbst aber stand auf der Hutweide pudelnackend, wie ihn unser Herrgott erschaffen hatte, und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Die zaubergeblendete Magd.

In Herchenhain lief ein Gickel über die Straße, der hatte einen Strohhalmen an sich hängen. Ein Zauberer that den Leuten den Schabernack an, daß sie alle den Strohhalmen für einen Wiesbaum ansahen, und vor Erstaunen über das große Wunder die Hände über dem Kopf zusammenschlugen.

Da kam eine Magd des Weges mit einer Last Gras auf dem Kopf. „O, ihr schlechten Leute", sagte die, „was steht ihr hier und sperrt Maul und Nase auf? Seht ihr denn nicht, daß es ein Strohhalmen ist?" — Da wich der Zauber, die Leute gingen fort, schämten sich des Blendwerks und die Magd lachte sie aus.

Aber, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Als sie wieder einmal eine Last Futter heimtragen wollte, und es waren gerade recht viele Menschen auf der Gasse, rächte sich der Zauberer. Er that's der Magd an, daß sie meinte, sie stünde vor einem großen, großen Wasser, und käme immer tiefer hinein.

Da hob sie ihre Röcke auf bis über die Kniee, und immer höher, und war ihr sehr angst. Alle Leute aber lachten sie aus und ätschten an ihr, bis sie sah, was der Märe war. Hätte sie die Kräuter bei sich gehabt, die in der ersten Last steckten, und sie damals den Zauber erkennen ließen, so wäre ihr das Schelmenstückchen nicht passiert. So aber hatte sie den Schaden und brauchte sich ihr Lebtag um den Spott nicht zu besorgen.

Verzaubertes Heu.

Der alte Weidmüller, er ruht jetzt schon lange auf dem Kirchhof, hatte bei der Pfarrvakanz in Eschenrod die große, schöne Pfarrwiese gepachtet, welche unter dem Bilstein auf dem „Baalsacker" liegt. Im Stillen, wie das so geht, beneidete ihn darum ein Mann, und sprach zu einem Freunde des Müllers: „Du, der Weidmüller mag einmal achtgeben, was geschieht, wenn sein Vieh das Futter frißt." Aber der hatte keinen Glauben daran

und schlug sich das Gerede mit Lachen aus dem Sinn. Doch er sollte es gewahr werden.

Mitten im Winter, als man dem Vieh wie sonst die Raufen vollgesteckt hatte, war auf einmal alles Vieh los von der Kette, fraß nichts, kannte seinen Herrn nicht, und tobte und sprang im Stalle wütend umher, wie eine Heerde böser Brüllochsen. Was war zu machen? Helfen konnte kein natürliches Mittel, denn hier war Zauberei im Spiel, — es war das Heu von dem Baalsacker.

Also suchten die Leute in ihrer Drangsal Rath bei einem klugen Bauer in Eschenrod, der kam, sprang unter das Vieh, schlug dreimal jedem Thier auf die Nase und mit der flachen Hand dreimal kreuzweise über den Rücken, und Stück für Stück war wieder zahm und lammfromm, wie vorher. Zu gleicher Zeit gab er auch, denn er war ein ganzer Viehdoctor und ausbündig gescheit, heilkräftiges Gekräut für's Vieh, das mußten sie ihm geben, die Reste dagegen sorgfältig über der Stallthüre verbergen. So wurde der Zauber über das Heu aufgehoben und dem armen Vieh geholfen, ohne Schaden seines Herrn.

Die Kornähre.

Ein Weibsbild, das in einem Dorf, nahe bei Grün-

berg wohnte, hatte mit dem leidigen bösen Feind einen Bund gemacht, und wer rechtschaffenen Sinnes war, fürchtete sich vor ihm, wie vor der Pest. Diese Person hatte eine Tochter, der gefiel das Thun der Mutter nicht und sie wollte das Hexen nicht lernen. Allein, was geschah? Das Mädchen bekam eine Geschwulst an den Backen, die wurde größer und größer, und brach endlich auf. Doch floß weder Blut, noch Eiter aus der Wunde, sondern es kam daraus hervor eine frische natürliche Kornähre. Alsbald ging die Oeffnung wieder zu und das Mädchen war heil. Sothane Historie ist aber kein Vogelsberger Wintermärchen, denn es haben's im Ort Viele gesehen, und zwar ganz genau. Von Stund an ward die Tochter auch des Teufels, denn nun wußte sie, was man durch seine Kunst alles vermag, und fiel demnach der Apfel nicht weit vom Stamm.

Der Hexenmeister von Kästrich.

Es ist eine alte Geschichte: „Ungestraft läßt sich der Teufel nicht rufen; wer ihn aber ruft, der muß ihm auch Arbeit verschaffen."

In Kästrich war ein Mann, der unternahm es, die Schätze zu heben, welche der Sage nach in dem Steinrück bei Windhausen verborgen liegen, und wollte zu dem Ende die drei Alten heraufbeschwören, welche in dem

Berggewölbe daselbst am steinernen Tisch sitzen sollen. Er machte dazu alle nötigen Vorbereitungen zu Hause, zog mit Kreide doppelte Ringe auf den Stubenboden, und nachdem er Frau und Kind zu Bett gebracht und ihnen die äußerste Ruhe anbefohlen hatte, ergriff er „die schwarze Rabe", welche das gemeine Gebetbuch aller Hexenmeister ist, setzte sich in einen der Kreise und begann zu lesen.

Es dauerte nicht lange, so ging die Thür auf und ein Huhn gackerte im Hausähren. Der Hexenmeister rief: „Was willst du?" Das Huhn antwortete: „Du hast mich gerufen und darum bin ich da." Da fing er wieder an: „So will ich dich nicht; komme in anderer Gestalt!" Er schlug die Thür zu, setzte sich in den Kreis und las weiter.

Bald öffnete sich dieselbe wieder und ein großer, zottiger Bär mit ausgereckten Tatzen und schrecklichem Rachen stand vor ihm. „Was willst du?" fragte er denselben. „Du hast mich gerufen," entgegnete der Bär, „und darum bin ich da." — „So will ich dich nicht," schrie ihn der Hexenmeister an, „komme in anderer Gestalt." — Der Bär fragte: „Sag mir in welcher?" und Jener antwortete: „In schöner, und kannst du es, in Menschengestalt." — Darauf setzte er sich wieder hin und las.

Nun ging's wieder wie die beiden ersten Male, nur

ſtand jetzt ein blutjunger Menſch vor ihm, wie ein Jägersbürſchlein anzuſehen. Zu dieſem ſprach er: „Komm mit,“ und hieß ihn in den leeren Kreis treten. „Sag mir,“ hub er an, „kann ich die Schätze heben im Steinrück?“ — „Ja,“ antwortete der Jäger, „wenn du die Bedingungen erfüllſt.“ — „Nun, was hab ich zu thun?“ — „Du mußt auf Walbersnacht wiederkommen und drei Dinge zum Opfer bringen, einen ſchwarzen Bock, einen weißen Entenſchnabel und einen Buben von acht Jahren, der aus deinen Lenden entſproßen iſt.“

Bei dieſen Worten wendete er ſich um nach dem Bette, in welchem die Frau mit ſeinem achtjährigen Söhnlein lag, und warf auf daſſelbe einen ſo furchtbaren Blick, daß der Mutter das Herzblut zu Eis gefror. „Gelt,“ ſagte er dann, „das iſt dir zu ſchwer,“ als der Hexenmeiſter zauderte. „Ja,“ antwortete dieſer, „den Bub mag ich nicht hergeben; es iſt mein Herzblatt.“

Als dies der Jäger hörte, ſchrie er: „Willſt du alſo nicht, nun, ſo laß es bleiben; aber mache fort, ich habe Eile!“ und ſtampfte vor Wut mit dem Fuße. Da entließ ihn der Hexenmeiſter und trat an das Bett ſeiner Frau. Gleich fing er aber auch bitterlich an zu heulen. Der giftige Blick des Teufels hatte die Arme jählings getödtet.

Der Zweiflungsgraben bei Blankenau.

Nah bei der alten Kirche zu Stockhausen, und zwar auf ihrer nördlichen Seite, hat nach Einigen eine Burg, nach Anderen ein Mönchskloster gestanden, welches mit dem Nonnenkloster zu Blankenau durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stand. Da ist denn die geistliche Freundschaft nicht selten zu weit gegangen, und bei der verbotenen Zusammenkunft eines Stockhäuser Mönchs mit einer Blankenauer Nonne, auf der Grenze zwischen beiden Orten, einmal der Teufel dem Mönch zuvorgekommen und hat seine Buhlerei mit der Bethörten getrieben. Erst nach dem Betrug gingen ihr die Augen auf, sie erkannte den unsaubern Gast an seinem Pferdefuß, und gab vor jähem Schrecken ihren Geist auf. Als sie der zu spät gekommene Buhle tot erblickte, erstach er sich aus schmerzlichem Leidwesen an demselben Platze. Dieser heißt noch bis zur Stunde „der Zweiflungsgraben", und es steht daselbst ein steinernes Kreuz, worauf ein langes Messer abgebildet ist.

Der feurige Wiesbaum.

In Eschenrod war ein Mann, der hatte nichts von Vater und Mutter ererbt und auch nichts erheirathet, und ward doch reicher von Tag zu Tag, man wußte

nicht wie. Niemals ging ihm die Brod- und Säefrucht aus, sein Boden war stets voll. Weil nun das Alles nicht richtig war, wie es sein sollte, gaben ihm die Nachbarn auf Schritt und Tritt Achtung. Es war gerade die Kirmes im Orte und der Mann mit Weib und Kindern bei der Musik, und sein Haus fest verschlossen. Da entstand ein Auflauf auf der Gasse und der Mann eilte ganz bestürzt unter die Menge. Diese stand verwundert vor seinem Hause, dessen Giebelfenster hell erleuchtet war. Ein feuriger Wiesbaum war vor ihren Augen hinein, und durch den Schornstein wieder heraus gefahren. Auf dem Wiesbaum aber reitet der Teufel, wenn er den Seinen den Reichtum bringt. Der Bauer konnte sich nicht herausreden und Jedermann hatte seit der Zeit Abscheu vor ihm. Uebrigens geschah die Geschichte kurz vor Mitternacht.

Der Kroppenhans.

Von einem Platz vor Burggemünden, die lange Gasse genannt, erzählt das Volk, daß dort viel ungerechte Heller vergraben lägen und auch der Kroppenhans umgehe. Die Todtenfrau des Ortes kam einmal im Sommer vor Mitternacht dort vorüber und sah von Weitem etwas ganz Helles im Grase leuchten, als wären es Johannisgleimchen (Johanniswürmchen); wie sie aber näher trat,

war es ein großer Haufen Goldstücke, feurig glänzend, als wären sie eben frisch geprägt worden, sonst aber allesammt so dünn, wie Fischschuppen. Sogleich trat aber auch der Kroppenhans herzu. Es war ein spindeldürrer Kerl, mit einem langen Geisbart und spitziger Nase, auf dem Kopf eine hohe Kappe mit langer, ritzeroter Feder. Der hielt ihr ein aufgeschlagen Buch entgegen. „Schreib deinen Namen hinein," sagte er zu der Todtenfrau, „so wird das Alles hier dein!" — Allein diese, die den rechten Bescheid von der Sache wußte, wollte nicht, sondern fing beherzt an zu beten: „Ich glaube an Gott, den Vater, und an Jesum Christum" — —. Wie sie das Wort sprach, verschlang mit einem Ruck die Erde das viele, viele Geld vor ihren Augen, und der Kroppenhans fuhr in die Luft, und um sie her gab es ein greuliges Geschrei, und solch einen Wind, als wären alle Bäume im Walde auf einen Schlag umgefallen. Sie aber eilte, von Grausen erfaßt, heimwärts.

Teufelsspuk in der Stadtkirche zu Schotten.

Seit alten Zeiten ist es in der Schotter Kirche nie ganz glitzer (geheuer) gewesen. So ist noch kein Glöckner daran alt geworden, denn bei den Uhren soll etwas sein, das nicht gut ist. In der Adventszeit ist des Nachts die Kirche oft erleuchtet. Man sieht durch das

Schlüsselloch alle Stühle voll Männer und Frauen und hört einen ganz duſen Geſang. Nachher kommt ein Pfarrer an den Altar im Chore, neben aus der Sakriſtei heraus, und es iſt, als wenn er ein Kind taufte. Das ſoll ein alter Oberpfarrer der Kirche ſein, der einmal nach Rainrod ging und im Spießwald mit einem Grünrock zuſammentraf, der ihm ein Buch hinhielt, um ſeinen Namen hinein zu ſchreiben. Er ſchlug es aber ab und ging ſeines Weges. Als er aber heimkehrte, fand er eben daſſelbe Buch auf einem Baumſtumpf am Wege liegen, und nahm's aus Fürwitz mit nach Haus. Dies Buch hat er nachher immer gebraucht beim Taufen in der Kirche, iſt jedoch binnen Jahresfriſt eines ſchnellen Todes verblichen. Er ſoll die Kinder ſtatt in den drei allerhöchſten Namen Gottes, im Namen des Teufels getauft haben, und hat deshalb keine Ruhe im Grabe, obſchon er in dem geweihten Raume des Chores beſtattet worden iſt. Jede Nacht findet man den Grabſtein abgeworfen und neben hin geſtellt.

Gehobener Teufelsbann.

Es war einmal ein Ehepaar, das hätte gar zu gerne Kinder gehabt, doch kriegten ſie keine. Da ſagte endlich in böſer Stunde der Mann: „Frau, wenn du denn von mir kein Kind bekommſt, ſo ſollſt du eins vom Teufel

bekommen.“ Als nun die Frau guter Hoffnung ward und wirklich ein Kind gebar, ein Mädchen, war's kohlschwarz von der Fußsohle bis zum Scheitel, und konnte kein Wort schwatzen, man mochte sich mit ihm Mühe geben, so viel man wollte.

Das dauerte bis zum zwölften Jahre. Da auf einmal sagte das bis dahin stumme Mädchen: „Jetzt sterbe ich, aber ich bitte Euch um Alles, was Euch lieb ist, stellt eine Wache um meinen Sarg.“ Es geschah auch so, wie es gesagt hatte. Um ganz sicher zu sein, trug man den Sarg mit dem toten Mägdlein in die Kirche, setzte ihn vor den Altar, und jede Nacht mußte ein Mann dabei wachen.

Jedesmal aber, Nachts zwischen elf und zwölf, wurde von unsichtbarer Hand dem Wächter das Genick gebrochen. Darauf übergab man einem beherzten Soldaten das gefährliche Amt, da sonst kein Mensch dazu zu finden war.

In der Nacht, wo er wachte, trat unvermerkt ein kleines Graumännchen zu ihm, das sprach zu ihm: „Stelle dich Nachts zwischen elf und zwölf auf die linke Seite des Sarges.“ Das that der Soldat, und als die Glocke schlug, sah er den Sargdeckel auffliegen, das tote Mädchen kam in gruseliger Gestalt lebendig heraus, suchte nach ihm die ganze Stunde hindurch; weil es ihn aber

nicht finden konnte, mußte es, nachdem seine Zeit um war, sich wieder stille an seinen Ort legen.

Am andern Abend hieß das Graumännchen den Soldaten, sich auf den Altar setzen. Wieder schnaubte unter entsetzlichen Drohungen das Mädchen um ihn herum, allein er fürchtete sie nicht, und nach dem Schlag zwölfe war alle Not zu Ende.

Als nun der dritte Abend kam, mußte er sich auf Geheiß des Graumännchens auf die rechte Seite stellen, und sich, als das Mädchen herausgegangen war, stillschweigends selber an den Platz im Sarge legen. Er that's, und nun kniete das Mädchen nebenan und gab ihm die himmelsbesten Worte, er solle wieder herausgehen. Aber er wartete die Zeit ab, dann erst stieg er heraus.

Gleich lag das Mädchen wieder im Sarg, aber siehe da, es war schneeweiß geworden am ganzen Leibe, schlug gar holdselig seine Augen auf und sagte: „Das lohne dir Gott, du guter Mann, jetzt bin ich vom Teufelsbann erlöst und zu meiner Ruhe gekommen." Nicht lange darnach fielen ihm die Augen wieder zu, und es war und blieb eine Leiche.

Der gestörte Tanz.

In einem Städtchen am östlichen Abhang des Gebirgs wurde immer in der Sylvesternacht des Jahres

Musik und Tanz auf dem altertümlichen Rathhaus gehalten. Als wieder einmal die Gesellschaft gar fröhlich beisammen war, erschien mit dem Mitternachtsschlage aus einer sonst stets verschlossenen Nebenthüre ein unbekannter grauer Mann, der sich alsbald unter den Reigen mengte, und wacker drauf lostanzte. Allen Andern wurde gar eigentümlich zu Muthe, und als sie genauer den Fremden beobachteten, wurden sie gewahr, daß er mühsam nur einen Pferdefuß zu verbergen suchte. Nun war's mit aller Lustbarkeit schnell zu Ende. Der Saal leerte sich zusehends, und auch der graue Mann mit dem hagern unheimlichen Gesicht war verschwunden, Niemand konnte sagen, wohin. Seit diesem gestörten Tanz wurde das Rathhaus nicht mehr zu derartigen Vergnügungen benutzt, denn alle die Mädchen, mit welchen der graue Mann getanzt, wurden krank und starben vor Jahresfrist.

Der böse Gefährte.

Ein armer Weber aus Heimertshausen war in Schellnhausen gewesen, hatte dort eine Last Garn geholt und ging nun heimwärts durch den Wald, der zwischen beiden Orten liegt. Eine halbe Stunde vor seiner Heimath befindet sich ein freier Wiesplatz mitten im Walde, das sind „die Hommelswiesen", und hier sollte es, nach der allgemeinen Beschreibung, nie ganz richtig sein. Darum

freute sich der Weber auch recht, als ihm ein Mensch nachrief: „Heda, Landsmann, wo hinaus geht der Weg nach Heimertshausen?“ Denn nun hatte er doch Gesellschaft. Er wendete sich um und sagte: „Ich bin von daher, geht mit mir!“ und so gingen die zwei miteinander weiter. Damals hatte es aber einen dünnen Hasenschnee auf die Erde geworfen, und es war um jene Tageszeit, die man „zwischen Licht und Dunkel“ nennt. Da hob der Fremde an und sagte: „Mann, steht still, ich sehe, Ihr habt etliche Stränge Garn verloren“; letztere hatte man dem Weber nämlich in Schellnhausen geschenkt und er wollte sie seinen Kindern mitbringen. „Kommt, wir wollen umwenden,“ fuhr er fort, „ich will sie Euch suchen helfen!“ — All dieses kam dem Weber, der die „weiße Kunst“ und das „Besprechen“ verstand, sonst aber ein gottesfürchtiger Christ war, doch etwas absonderlich vor, und er antwortete deshalb: „Mögen die Aepfel denn verloren sein, und was das Garn betrifft, so können meine Weibsleute anderes spinnen!“ Indem schaute er auf den Boden und ward hinter ihnen den Tapfen von einem Menschenfuß und neben demselben einen Pferdehuftritt gewahr, also, daß der böse Gefährte Niemand anders sein konnte, als der leidige Satan. Sobald fragte er ihn auch: „Kennst du den, der in des Himmels Wolken thront, den alle Engel anbeten, und der Jesus

heißt?“ — In diesem Augenblicke gab's einen so entsetzlichen Sturmwind, daß der Weber meinte, alle Bäume des Waldes seien, wie die Halme der Saat, wenn das Wetter sie trifft, der Länge nach zu Boden gestreckt; sein Begleiter aber war auf und davon und in der Luft verschwunden. Ganz außer sich kam der Geängstete heim und fiel, als er die Thüre seines Hauses öffnete, den langen Weg ohnmächtig in die Stube. Als er wieder zu sich kam, war sein erstes Wort: „Geht einmal schwind nach dem Hommelsberg, dort müssen alle Bäume umgefallen sein!“ Dann erst erzählte er sein unheimliches Erlebnis.

Die Teufelsmühle zu Ilbeshausen.

Unter allen Gebäuden zu Ilbeshausen, ja, man kann sagen, im ganzen hohen Vogelsberg, zeichnet sich durch ihre Bauart die Hansenmühle aus. Sie ist zwar nur aus Holz errichtet, aber so bedeutend in der Länge, so fein und kostbar mit allerlei Zierrat an Fenster, Gebälk und Thüren, wie kein ander Haus rings herum. Das hat aber auch seine besondere Bewandtnis.

Ein einzlinger Mann hatte sich sieben Jahre im Oberwalde das Holz gehauen und bearbeitet und den ganzen Plan mutterseelallein gemacht, daß, als es an's Bauen ging, ihn der Hochmut übernahm und er mit dem Teu-

fel wettete, daß er gerade so schön und schnell bauen könne als wie er selbst.

Infolge dessen machten sich denn die zwei an ihr Werk, der Teufel baute den untern Giebel, der so wunderschön und noch jetzt die Bewunderung Aller ist, der Zimmermann den obern, der jenem nicht im Mindesten entspricht. Zudem ward der Teufel auch eher fertig und hing zum Hohne seinen Hut auf die oberste Spitze des Gebäudes nach dem Walde hin auf, dann führte er den Zimmermann in's Krainfelder Feld; da zerriß er ihn in den Lüften.

Seitdem heißt die Mühle die Teufelsmühle im Leutemund, obschon es der Müller nicht gern hat, wenn man sie so nennt. Es befindet sich in ihr ein Wandgefach, das ist von außen anzusehen wie ein Fenster, dadurch schlupft der Teufel aus und ein auf der Mühle. Wenn man dasselbe den einen Tag zugemauert hatte, fand man's allemal am andern Morgen wieder geöffnet.

Warum man spricht: Der arme Teufel.

All das unsölche (ungeheure) Gold und Silber, das in der ganzen Welt unter dem Erdboden verwunschen und vergraben liegt, hütet der Satan mit höchstem Fleiß, und läßt er den Menschenkindern davon etwas zukommen, so muß es wunderbar zugehen. Es hat aber Alles auch seine

Bewandtnis, und wenns dem Teufel selbst zu arg gewesen ist, dann war's arg genug — man heißt ihn wahrlich, trotz seines Reichtums, nicht umsonst so bedauerlich „den armen Teufel." — Mein Ellervater erzählte einmal, woher das kommt.

In einem Dorf wohnte ein ganz geringer Mann, meinetwegen mag er Kaspar geheißen haben, dem war von Kindesbeinen an Alles „wünsch" (schlimm) gegangen, und allemal, wenns den Andern Brei regnete, hatte er keinen Löffel. Darum wässerte ihm schon lange das Maul nach dem Wohlleben der Reichen und er hätte ums Leben gerne auch seinen Part gehabt von der irdischen Glückseligkeit.

Als er einstmals beim Holzlesen einsam durch den Wald strich und sich gar betrübte Gedanken machte, wie wunderlich es mit den Menschen bestellt ist, dachte er in seinem Herzen: „Wenn dir doch einmal der Teufel begegnete, vielleicht könntest du mit seiner Hilfe reich werden!" —

Und richtig, als ob ers gerochen hätte, wie einen guten Speckpfannekuchen, — im selben Augenblick stand Meister Hämmerling vor ihm und fragte ganz treuherzig und „niederträchtig" nach seinem Begehr. Der Kaspar machte nicht viel „Spargemente" (Ausflüchte) und sagte ihm kurzer Hand, was er auf dem Herzen hatte, so und so,

so daß sie bald miteinander Handels einig wurden. Der Teufel versprach ihm noch dieselbe Nacht seinen längsten Sack daheim mit lauter Brabäntern zu füllen und zwar durch den Schornstein des Hauses herab, dafür sollte ihm die arme Seele in der Todesstunde als Eigentum verfallen sein. —

Als nun der leichtsinnige Mann daheim in seinen vier Wänden saß und sich an den ganzen Handel erinnerte, wurde es ihm doch verflucht leidmütig, daß er sich in solch ein Schlamassel (Ungemach) begeben hatte, und er schaute betrüblich darein, als ob ihm die Hühner das Brot genommen hätten. Seine Frau aber, die gar merkisch und „unvernünftig gescheit" war, nahm ihn scharf darüber ins Gebet und ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis er zuletzt die böse Sache eingestand, und ihm das Gärren näher war wie das Lachen.

„O du Schlechtkopf", sagte sie, „was brauchst du zu flennen und ein Gesicht zu machen, wie die Katze, wanns donnert? Dem dummen Teufel wollen wir schon weisen, wo die Sach ein Loch hat — laß mich nur machen!" Darauf gab sich der Mann zufrieden und folgte willig dem Anschlag seiner Frau.

Also suchten sie den allerlängsten Sack heraus, den sie nur auftreiben konnten, die Frau schnitt unten mit der Scheere ein faustgroßes Loch hinein, und sie hingen

ihn dann in der Küche auf, gerade unter den Schornstein und genau über eine schmale Oeffnung, die von da in den sehr großen und tiefen Keller ging.

Pünktlich auf den Schlag elf Uhr kam der Teufel auf dem Wiesbaum angeritten, setzte sich auf das Dach und rief von oben herab ins Haus: „Ich bin da, halt den Sack unter!“ — „Nur zu“, sagte der Kaspar, „ich warte schon lange darauf!“

Nun gings kling ling ling, die Thaler rasselten die Wände herab, wie im Winter die Schneeflocken, aber sie fielen auch alsbald durch das Loch des Sackes in den Keller. Der Teufel schüttete und schüttete, aber der Sack wollte immer nicht voll werden.

Da reckte er unmutig den Kopf zum Schornstein herein und rief: „Ist der Sack noch nicht voll?“ — Saugrob erwiederte ihm Kaspar: „Nun seh mir mal an! Will der Schelm mich auch noch höhnen. Wie lange halte ich schon auf, aber ich sehe nichts! Das ist gegen unsere Abrede!“ Der Teufel konnte auch nichts von Geld entdecken und mußte, wohl oder übel, wieder von oben die Thaler regnen laßen.

Unterweilen war die Frau in den Keller gelaufen und scharrte eifrig mit einer Wurfschaufel das Geld bei Seite, so daß das Loch sich nicht verstopfen konnte, und

war ihr noch niemals eine Arbeit also vom Krabben gegangen.

Indem rief der Teufel wieder: „Ists nun genug?“ und abermal antwortete ihm Kaspar: „Nein, es ist als noch nichts da.“ Drauf ging der Tanz von Neuem los, das Geld fiel wie ein Platzregen durch den Schornstein herab in den Sack, durch das Loch in den Keller, und die Frau konnte nicht geschwind genug es bei Seite schaffen; es lag mannshoch da. —

Endlich wurde der argwöhnische Teufel das Herabschütten müde, und als er wiederum den Sack noch ganz leer erblickte, schrie er: „Was zu arg ist, ist zu arg. Hier gehts nicht mit rechten Dingen zu, auf die Weise komme ich um mein Letztes; unser Pakt ist aufgehoben“.

„Nun, so bin ichs auch zufrieden“, antwortete Kaspar, dem ein Stein dabei vom Herzen fiel, „ich sehe ja, daß du nur ein elender Prahlhans bist.“

Jetzt kam auch die Frau aus dem Keller herauf, schabte dem Teufel spöttisch ein Rübchen: „Ätsch, ätsch, angeführt, im Sack war ein Loch, das Geld aber haben wir doch!“ und klappte vor Vergnügen die Hände zusammen.

Als der so schändlich betrogene Teufel endlich merkte, wie listig man ihn über den Gänsedreck geführt hatte, fluchte er voll Zorns: „Ei, ihr Hagelsweibsleute, so seid

ihr ja noch zehnmal schlimmer als der Teufel selbst", und fuhr, da es ohnedem Mitternacht schlug, mit Gebrüll und Gestank davon.

Die Geschichte ist so wahr, als wär sie heute geschehen, denn sider diesem Schaden heißt man ihn überall auf Erden so bedauerlich „den armen Teufel!"

Die Rodmühle unter Höckersdorf.

Vor Menschengedenken saß auf der Rodmühle unterhalb Höckersdorf ein blutarmes Bäuerlein, dem gings hundsübel Jahr aus Jahr ein, und noch niemals im Leben wars eigentlich recht auf einen grünen Zweig gekommen. Die Kundschaft der Mühle nährte es nicht, die Gegend war gar wüst und wild und einsam, und somit ging es immer mehr bergab mit seinen guten Tagen. Auf den meisten seiner Aecker wuchsen Dornen und Disteln, aber kein Korn, die Gebäude bekamen Löcher am Dach- und Fachwerk, daß es zum Erbarmen war, und endlich riß, um das Unglück voll zu machen, eine grausame Windsbraut die elende Scheuer um, in welcher die paar Wägelchen Frucht seither noch geborgen worden waren. Da wollte es nun vollends den Verstand verlieren und zwatzelig werden, denn woher sollte ihm das Geld kommen zum Aufbau? Kein Mensch lieh solch einem armen Schlucker einen Pfennig, das wußte es wohl,

denn so sind nun einmal die Menschen, daß Niemand gern etwas verlieren will.

Also lief es in seinem Brast hinaus in den nahen Wald, unter welchem just die Mühle liegt. Lange irrte es darin die Kreuz und Quere herum, und simulierte und simulierte, wie ihm zu helfen wäre, aber guter Rath war theuer, — es fand keinen.

Indem stieß ein hagerer Grünhut, wie ein Jäger anzusehen, mit ihm zusammen, der hatte zwar ein verwettertes Galgengesicht, aber er war doch gar redsprächig. Dem erzählte nach und nach das Bäuerlein, wo es der Schuh drückte und welch ein geschlagener Mann es sei. — „O", sagte grinsend der Grüne, „wenns weiter nichts ist, da bist du vor die rechte Schmiede gekommen; ich bin der Teufel. Verschreib mir im Tod deine Seele und ich bau dir noch diese Nacht eine Scheuer, wie sie auf drei Stund erum und didum Niemand hat. Eh der Hahn morgens kräht, ist sie fertig."

Als das Bäuerlein zögerte, sagte er: „Schlag ein; wenn die Scheuer vor dem ersten Hahnenkrat nicht dasteht, ist unser Pakt null und nichtig". Da wußte jenes nicht, was es that; wie ein Traum schlug es ein und mit stillem Hohnlächeln über seinen sichern Fang ging der Teufel davon.

In selbiger Nacht gabs ein großes Getöse auf der

stillen Hofraithe, man wußte nicht, wie es damit zuging, aber daß es nicht mit rechten Dingen zuging, bestränelte (bezweifelte) die Müllersche nun nicht mehr.

„Gelt", sagte sie zu ihrem ganz maleficierten Gegentheil, „gelt, du schlechter Kerl, der du den Taufbatzen nicht werth bist, du hast mit dem bösen Feind ein Verbündnis gemacht? Seh ich dirs nicht an deinem fahlen Maul an?"

Da gestand der Mann seine Sache ein, und wie ihm so verflucht bang ums Herz sei, daß der geschwinde Teufel die Scheuer vor dem Hahnenkrat fertig bringe, und dann müße er in der Hölle dafür brennen ewiglich, das wäre doch zu schrecklich. „Mir fällt was bei", antwortete die Frau, „gib nur nicht Alles gleich verloren, ich will dem Teufel die Suppe schon rechtschaffen versalzen".

Also ließen sie den Höllenbrand bauen und bauen, soviel er wollte, bis Alles fein säuberlich unterm Dach stand und es bald aufs Ende losging. Da schlich sich hehlings die Frau ins Hinkelhaus und begann mit schriller Stimme zu rufen: „Kikeriki, Kikeriki!" Gleich ward ihr Gickel wacker aus dem Schlafe und schrie auch Kikeriki auf seiner Stange, und immer mehr und lauter, je öfter die Frau ihm darauf Antwort gab.

Dieses Krähen kam dem Teufel sehr ungelegen, denn es war die Scheuer andem vollendet, nur noch zwei Gauplöcher am Giebel standen offen, außerdem fehlte kein Stück mehr. Bei dem ersten Hahnenschrei aber fuhr er heulend und brüllend durch das unvollendete Gefach und war also um den Lohn seiner sauren Knechtsarbeit schmählich betrogen.

Die herzhafte Frau hatte ihren Mann aus seinen Klauen gerettet und den Lügner von Anfang weidlich hinters Licht geführt. Von selbiger Ueberlistung schreibt sichs her, daß die Rodmühle überall auch die Teufelsmühle heißt, aber die Müller alle, die drauf sitzen, mögen den Namen nicht leiden, sie wissen warum, und jeder von ihnen sagt: „Schweigt mir still von den alten Geschichten!“

Die Eichelsdörfer Kirche.

Als die Eichelsdörfer die Absicht hatten eine Kirche zu erbauen, sollte dieselbe unten in den Grund, bei die Junkermühle zu stehen kommen. Das litt aber der Teufel nicht. Alle Nacht trug er ihnen die Steine und das Holz hinauf auf die Anhöhe über dem Orte. Es half und battete Alles nichts, man mußte die Kirche dahin bauen, wo sie jetzt noch steht, so ungelegen es den Leuten auch immerhin ist.

Der Teufelstein.

Geht man von Ilbeshausen auf dem Pfad nach Breungeshain durch den Oberwald, so liegt nicht weit davon ab ein großer Stein, der wird der Teufelstein geheißen. Da haben einmal eine ganze Nacht durch schlechte Leute mit dem leidigen bösen Feinde Karten gespielt. Noch sieht man heutigen Tags eine Dalle im Stein. Dahinein hatte der Teufel seine Spielheller gelegt.

Der Lichtermann.

In der Adventszeit sieht man viele Heerwische fliegen, die nennt man auch „feurige Männer", oder sagt von ihnen allen: „Der Lichtermann geht um." Das sind die Geister von Menschen, welche ungerechterweise die Grenzsteine verrückt haben bei nächtlicher Weile. Wenn man einen Irrwisch sieht fliegen, ruft man ihm den Spottreim zu:

„Irrwisch, bernst (brennst) wie Hawwerstroh,
Komm und leucht mir aach e so;
Wenn du mich kääst für der Thür,
Därfst du mir geben ein Tritt hinne für."

Auch:

„Hänschen, Hänschen, Haberstroh,
Schmeiß mir den Buckel braun und blo."

Aber dann heißt's sich getummelt, daß man auf seine Hof-

raithe kommt, denn der Lichtermann ſetzt Einem nach, und wen er vor der Thüre erwiſcht, dem gibt er einen Stoß in den Rücken, daß er hinpurzelt, und hägt ihn blitzeblau mit ſeinen feurigen Fittigen.

Das Necken der Heerwiſche.

Das junge Volk von Großen-Eichen war einmal auf der Heßlers-Mühle bei einander am Sonntag Abend und machte ſich luſtig. Da ſahen ſie „im Elben-Grund“ viele Heerwiſche auf- und abfliegen. Ein muthwilliger Junge machte das Fenſter auf und rief ihnen aus Hohn zu:

„Irrwiſch, Irrwiſch, Feuerjo,
Komm und ſchmeiß mich blitzeblo!“

Aber er wußte nicht, was er that. In hellen Haufen kamen die Heerwiſche herbei, flatterten mit ihren feurigen Flügeln vor den Gläſern (d. h. Fenſtern) und der Thür herum und wollten abſolut hinein dringen. Der Jugend verging das Lachen, ſie hielten Fenſter und Thüre zu, und ſtanden Todesängſte aus. Niemand getraute ſich in der Nacht nach Hauſe. Am Morgen, als ſie heim wollten, lag es vor den Fenſtern, der Thür und auf dem ganzen Hofe weiß von Menſchenknochen, daß man nicht wußte, woher das Todtenzeug alle hergekommen war. Seitdem hat man ſie in Ruhe gelaſſen.

Andre sagen, der Knecht der Mühle habe dem Heerwisch zugerufen:

„Heerwisch, fleug ausenä,
As wäi Hoâwersprä."

Als er nun des Morgens in die Scheuer geht, und die Tennleiter hinauf steigen will, fährt er entsetzt zurück. An jedem Spriſſel derselben hängt nämlich ein Todtenknochen.

Der erlöste feurige Mann.

In der Adventszeit wollte ein Bobenhäuser Bauer heim gehen zu später Abendstunde und war gerade vor das Dorf gekommen, als er seitab in einer Furche des Feldes eine feurige Gestalt auf- und abgehen sah, die seufzend einen schweren Grenzstein auf dem Arme trug und einmal über das andere Mal ihm zurief: „Wo soll ich den hin thun?" Dem Bauer fuhr der Schreck in die Glieder über dieses Gespücknis, und er wagte lange kein Wort zu sagen. Als aber der Geist immer dringender fragte: „Wo soll ich den hinthun?" und ihm in Einem fort auf den Ferſen nachfolgte, faßte er sich ein Herz und rief: „Nun, so thu ihn hin, wo du ihn hergekriegt hast." Da hob die Gestalt gar erfreut an: „Auf dieses Wort hab ich schon seit länger als sechzig Jahren gewartet," und verschwand im selbigen Augenblicke.

Im Wahlebachsgrund

zwischen Nieder-Ohmen und Merlau hat es immer gespukt. Es wandert daselbst ein elsgraues Männchen in altmodischer Kleidung mit kurzen Hosen und Schnallenschuhen, das kann nicht zur Ruhe kommen, weil es bei Leibes Leben aus Gewinnsucht die Grenzsteine verrückt hat. Bei sehr später Tageszeit mähte ein Mann aus Nieder-Ohmen noch eine Last Gras daselbst, da stand auf einmal das unheimliche Wahlebachsmännchen vor ihm und bat ihn flehentlich: „Reiche mir doch deine Hand!“ Der aber hatte einen Schirkel (Schauer) an diesem Ansinnen, und streckte ihm statt der Hand seinen Sensenwurf entgegen. Augenblicks ging dieser lichterloh in Flammen auf; das geteufelte Männchen aber war verschwunden.

Der Fuhrmann und die Leuchte.

Ein Fuhrmann hatte schwer geladen, und verfehlte in einer Nacht, da es dunkel war wie in einer Kuh, den rechten Weg. Auch brach ihm ein Rad an seinem Wagen. In seiner Herzensangst wendete er sich an unsern Herrgott und rief ihn an um seine Hilfe. Auf einmal kam ein schönes Licht daher geflogen, das hielt bei ihm stille und leuchtete ihm so helle, daß er den Schaden besehen und ausbessern konnte. Als dies geschehen war,

sprach eine Stimme aus dem Lichte: „Komm und reich mir deine Hand dar!“ Der Fuhrmann aber merkte Unrat und reichte statt derselben nur seinen Geiselstecken hin. Siehe da, nun erlosch das Licht; als er sich aber den Geiselstecken betrachtete, war er, soweit er hingereicht war, ganz verkohlt und verbrannt. Meine ich denn, der machte, daß er heim kam! Mit den feurigen Männern ist nicht zu spaßen.

Unter der Naxburg.

Unter der Naxburg, einem waldigen Kegel, worauf ehedem ein Ritterschloß gestanden hat, kreuzen sich vier Wege der nächstgelegenen Orte Freiensteinau, Ober- und Niedermoos und Gunzenau. Der Platz ist sehr verrufen und Gespenster gehen daselbst um.

Ein Pfarrer, der am Morgen des Himmelfahrtstages daher ritt, um in Niedermoos das heilige Abendmahl zu reichen, sah zwei schwarze Männer neben einander in ganz altmodischer, unbekannter Tracht vor sich auf- und abwandeln, welche, als er auf sie zutritt, eilig quer über den Weg huschten und in Duft zerflossen.

Wieder einem Andern begegnete es, daß, als er im Herbste bei der Dämmerzeit auf denselben Pfad kam, er sich plötzlich in einem Haufen reisiger Knechte zu Fuß und zu Roß befand, welche neben ihm laut riefen und

ſangen, während ihre Helme glänzten und ihre Schwerter und Partiſanen an den Hüften klirrten. Er rief ſie im Namen Gottes an, da verſchwanden ſie im Berge.

Ein Dritter ging auch zur Nachtzeit den Weg. Da hüpfte immer vor, hinter und neben ihm ein Lichtchen her, daß ihm das Ding bedenklich vorkam. Er fragte deshalb: „Wer biſt du?“ Da antwortete es aus dem Lichtchen mit Menſchenſtimme: „Ein Kind des Lichts.“ — „Biſt du ein Kind des Lichtes,“ antwortete der ehrwürdige Herr, „warum wandelſt du in Finſternis?“ Auf dieſe Frage that's einen lauten, ſchmerzlichen Seufzer, und das Licht war im Augenblick erloſchen.

Spuk in den Hommelwieſen.

Ein Unterförſter von Heimertshauſen, der bei Jedermann in gutem Anſehen ſtand und dem Niemand eigentlich etwas Böſes nachſagen konnte, ſollte, dem Leutgeſchwätz nach, ruhelos nach ſeinem Tode im Reviere umgehen, doch wußte man nicht recht, was der Märe war. Einſt hütete der Schäfer auf den Hommelwieſen und betrachtete ſich zufällig den gegenüberliegenden Wald. Da kam plötzlich auf den Wipfeln der Bäume ein Mann daher, und als er mit Erſtaunen immer aufmerkſamer dieſem Wunder zuſah, ſchien ihm der Umgehende ganz bekannt zu ſein, und richtig, er war's leibhaftig, der verſtorbene Unterförſter. Ganz, wie ſonſt, ging er den ihm

anvertraut gewesenen Wald ab in seiner gewohnten alltäglichen Jagdkleidung, und erst, als er an die Zeller Grenze kam, verschwand er vor den Augen des Schäfers.

Die Enkelchen dieses Unterförsters waren kleine Mädchen und suchten in den Hommelwiesen Erdbeeren. Ganz erfreut kamen sie von dem Gange nach Hause und sagten zu ihrer Mutter: „Heut war auch unser Ellervater bei uns.“ Diese und noch andere Historien wurden ruchbar, und der Sohn des Verstorbenen beschloß daher, durch Zauberei dem ärgerlichen Dinge ein Ende zu machen. Durch einen klugen Mann ließ er den unruhigen Geist fangen, und dieser trug ihn dann in einem Ranzen in den Dünzenröder Teich. Dahinein ist er nun gebannt, und seitdem hat er sich nicht wieder auf Erden angezeigt.

Der Grenzreiter.

Vor langer langer Zeit waren einmal die beiden Gemeinden Bersrod und Reiskirchen in einen sehr heftigen Streit gerathen wegen eines gemeinschaftlichen Waldes, und um denselben zu beendigen, beschloßen sie denselben zu theilen, indem sie die Sache einem Gottesurtheil anheimstellten. Zu diesem Behuf ward von beiden Seiten ein bis dahin unbescholtener Mann aus einem Nachbarsdorfe erwählt, der auf einem Schimmel mit verbundenen Augen mitten durch den Wald reiten und

also die Grenze für Kind und Kindskind feststellen sollte. Allein die Reiskircher bestachen ihn heimlings mit einem großen Stück Geld, daß er ein Schelm ward, trotz seines Eides das Tuch lüftete und es so zu veranstalten wußte, daß der größte Theil des Eselswaldes und vorab der wertvollste Schlag alter dicker Eichen ihnen zufiel, wodurch er die Versröder in nicht geringen Unsput brachte. Dieser ungetreue Mann geht seit seinem Tode, Nachts zwischen elf und zwölf, zu besonderer Zeit im Jahre, ruhelos um, und man sieht ihn noch heutigen Tages auf seinem gespenstigen Gaul den Weg im Walde daher traben und die Grenze abreiten.

Andere aber legen die Sache anders aus. Sie sagen: es sei der wilde Jäger, der bald zu Fuß, bald zu Roß daselbst sein schauerliches Wesen treibe und mit einer ganzen Heerde Hunde unter hölliſchem Jauchzen, Gauzen und Getümmel alljährlich um die Sonnenwende vorüber sause.

In der heiligen Seif.

„In der heiligen Seif," dem sumpfigen Wiesgrund unter der Altenburg bei Sichenhausen, geht zur Nachtzeit ein grausiges Gespenst um. Es ist ein Weibsbild, schwarz bis zum Nabel und hat eine weiße Hülle (Haube) auf dem Kopfe, Leib und Beine aber sieht man nicht. Wie

ein halber Mensch schwebt es an jenem Platze an der Erde herndare. Die Leute sagen, deshalb ginge es um, weil es bei Leibes Leben die Grenzen verrückt hätte, die dort von Kaulstos, Burkhards, Oberseemen, Herchenhain und Hartmannshain zusammenstoßen.

Ein nächtlicher Umgänger.

Von Schotten zurück ging ein Mann des Nachts durch den Laubacher Wald. So kam er auch, ohne daran zu denken, auf jene Waldschneiße, welche der „toten Frau Weg" heißt, weil da vor Zeiten einmal aus Rache ein Mann seine Frau soll erschlagen haben. Hier angelangt sieht er einen einzlingen Menschen unter einem Baume stehen, als wärs ein Wildpretsknapper oder sonst einer, der das findet, was Andere nicht verloren haben. Mit einigem Herzklopfen trat er zu demselben heran, aber bald erkannte er in ihm einen Handwerksmann aus Freienseen, den er schon hie und da gesprochen hatte, und freute sich nicht wenig, daß dieser in der späten Nachtsstunde noch auf ihn wartete. Er bot ihm also freundlich die Zeit und fragte ihn, ob er auch des Wegs fort wolle, so könnten sie selbander gehen. Der Freienseener bejahte das, gesellte sich auch alsbald zu ihm, und sie redeten von allerlei Dingen, wie sie ihnen gerade einfielen, daß ihnen der Gang kurzweilig genug dünkte. Indem zeigte sich

ein Kreuzweg, und wie angewurzelt blieb der Freienseener stehen. „Nun“, sagte der Andre, „warum rührst du dich nicht vom Flecke? — „Ach,“ antwortete er, „ich kann und darf nicht.“ — „Du bist mit der Pelzkappe geschossen, daß du so redest; was in aller Welt ficht dich an?“ — „Ei, weißt du denn nicht, daß ich schon seit zwei Jahren tot bin?“ — Da blieb dem Frager das Maul von selber stille stehen vor Grusel, doch jener fing wieder an: „Ja, ja, so ist's, ich bin tot seit zwei Jahren, aber unselig und verdammt und muß hier nächtens umgehen zur Strafe meiner Sünde.“ Darauf stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus und war weg, als ob er in den Boden versunken wäre. Daß mein Mann von dem verwunschenen Platz davon rannte, als ob ers bezahlt bekäme, braucht man nicht zu sagen. Als aber wieder einmal in Freienseen Markt und er gerade dort war, und sich nach dem nächtlichen Umgänger erkundigte, hörte er die verwunderliche Märe, daß derselbe wirklich schon seit zwei Jahren auf dem Kirchhof liege.

Der Geist an der Gerstbach.

Wenn man inne wird, daß ein wandernder Geist Einem folgt, darf man ihn nicht mit über fließendes Wasser nehmen, sonst geräth man in seine Gewalt und ist ewig verloren. Ein Lardenbacher Mann ging den Weg

über den Berg nach Freienseen herab, der „die Schlinke“ heißt, und sah eine unheimliche schwarze Gestalt, einen verwunschenen Geist, stillschweigend neben sich hergehen, daß ihm, trotz der sternhellen Nacht, die Haare zu Berg stiegen ob solcher Gesellschaft. Als er aber vor dem Wässerlein des Grundes, „die Gerstbach“ geheißen, anlangte, wendete er sich resolut um und sprach: „Bist du von Gott, so nahe dich, bist du vom Bösen, so weiche von mir!“ — Da pustete der Geist ihm mit Feuer in's Angesicht, das flog um ihn, wie ein Sichling Stroh, der brennt, und war fort im Augenblick; man sah ihn nach Sellnrod zu davonfliegen.

Bei der Wingen-Eicher Brücke,

über welche der gewöhnliche Fahrweg nach Ruppertenrod von Großen-Eichen führt, hat ein Dörflein gestanden, dessen Dasein noch durch mancherlei Namen der Gemarkung bezeugt wird. Wann dasselbe ausgegangen ist, darüber gibt jetzt keine Urkunde mehr Auskunft. Der Platz selbst wird bei Nachtzeit nicht gern betreten, denn es wandert (spukt) daselbst in mancherlei Weise. So hat der Großen-Eicher Schulmeister dort ein Grundstück. Einst hatte er den Pferch gestrichen und der Schäfer lag in seiner Hütte, vor sich angebunden den Hund zur Wacht. Elf Uhr schlug es im Dorf, da sprangen alle Schafe

wie rasend empor, blökten jämmerlich, rannten verschüchtert hin und her, und weder der Hund, noch der Zuruf des Schäfers konnte sie zur Ruhe bringen. Mit Gewalt sprangen sie über die Hürden und wie der Sturmwind liefen sie in das Dorf zurück, und dieser Vorfall wiederholte sich allnächtlich, so daß der Pferch abgefahren werden mußte. Später erfuhr der Schäfer, daß dieser Schulacker der frühere Kirchhof von Wingen-Eichen gewesen sei, und wußte sich nun seinen Vers darüber zu machen.

Im Floswiger Kirchenstumpf.

Nicht weit von dem Städtlein Wenings stand ehedem ein Pfarrdorf, das hieß Flosbach, und ist jetzt ausgegangen. Man nennt den Ort, wo seine Kirche gestanden und sich noch Mauerreste zeigen, den „Floswiger Kirchenstumpf." In der Gegend des Chores sollen allerlei Kostbarkeiten unter der Erde liegen. Allemal aber, wenn in Wenings die Kinder confirmirt werden, jedes siebente Jahr am hellichten Tage, sieht man dort ein Kind in weißem Gewande mit goldgelbem, ringeligem Haar sitzen, und hört es gar jämmerlich schreien. Das ist vor Zeiten von seiner grausamen Mutter dort um's Leben gebracht worden. Mitunter sieht man auch dort Wäsche ausgebreitet, die hängt in der Luft auf den Sonnenstrahlen.

Auf ewig verloren.

Vor langen Zeiten arbeitete ein Mann aus Vollnbach unter dem Wirberg auf einer Wiese, es war im Frühjahr und gegen Abend hin. Da fuhr mit entsetzlicher Geschwindigkeit und unter starkem Gedröhne eine große feurige Kugel den Klosterberg herab, und gerade auf ihn los, daß vor Angst die Haare ihm zu Berg stiegen. Zugleich vernahm er in der Luft eine laute, klägliche Stimme: „O weh, o weh, o weh!“ Zitternd vor Aufregung rief er: „Kann ich helfen?“ Da antwortete es ihm: „O komme doch um dieselbe Tageszeit auf den Himmelfahrtstag wieder hierher, und halte nur deinen eisenbeschlagenen Stock fest vor dich; da kannst du dann ein gutes Werk thun, und es geschieht dir nichts!“ Der Mann sagte zu, und das Ding verging ihm vor den Augen. Auf den festgesetzten Termin machte er sich an den wohlbekannten Platz. Er brauchte nicht lange zu warten, denn dieselbe Erscheinung kam wieder. Aber diesmal war Alles furchtbarer als sonst. Die ganze Natur war wie im Aufruhr, der Wind sauste heulend ihm um die Ohren, und die feurige Kugel, in der Größe eines Ohmfasses, rollte nicht blos mit unbeschreiblicher Schnelligkeit den Berg herab, sondern riß auch alle Sträucher und Steine auf ihrem Weg mit sich fort. Mein Mann stand und hielt herzhaft seinen Stecken vor sich, und eine

Stimme ermuthigte ihn: „Sei getroſt und fürchte dich nicht!“ Als er aber mit der Kugel auch Alles rings um auf ſich los ſtürmen ſah, erfaßte Grauſen ſeine Seele, er dachte: du behältſt kein ganzes Bein am Leib, und ſprang daher, ſo hurtig er konnte, bei Seite. Jetzt riefs mit kläglichem Gebrüll, daß ihm das Blut zu Eis erſtarrte: „Nun bin ich auf ewig verloren!“ es that einen Knall, daß einem davon das Trommelfell hätte platzen können, und damit hatte die ganze Geſchichte ihr Ende. Der verwunſchene Geiſt war rettungslos der ewigen Qual verfallen.

Die Pferdeköpfe.

Einem grundreichen Bauer in einem Vogelsberger Dorf ſtarb zu ſeinem großen Leidweſen die Frau. und wurde „aufrichtig“ (öffentlich) begraben. Weil aber der Mann ſie ſehr lieb gehabt hatte, konnte er keine Stund und Minute die Gedanken an ſie los werden. Als er nun eines Abends ganz betrübt in der Ofenecke ſaß und um ſie weinte, hörte man drei ſtarke Schläge an die Hausthüre.

Da ſandte der Mann ſeinen Knecht hinaus, daß er ſähe, was das zu bedeuten habe. Dieſer kam gleich wieder zurück und war weiß unter der Naſe und zitterte am ganzen Leibe. „Herr,“ ſagte er, „unſere ſelige Frau

steht draußen und begehrt Einlaß." — „Was schwatzest du da für Zwerchheiten (Verkehrtheiten)?" antwortete der Mann, „das ist eben so wenig wahr, als meine zwei Schimmel eben zum Laweloch (Bodenloch) herausgucken."

Doch was geschah? Auf einmal ging es trapp, trapp die Treppe hinauf, die Stubenthür fuhr auf und die tote Frau trat leibhaftig herein. Die Schimmel guckten aber wirklich zum Laweloch mit ihren Köpfen heraus.

Zum Gedächtnis dieser Wundergeschichte ließ der Mann, der sie nur mit Mühe wieder vom Boden herabbringen konnte, später zwei hölzerne Pferdeköpfe machen, die sieht man noch jetzt aus dem Loche herausgucken. Der Name des Dorfs ist mir in Vergeß gekommen, aber, wenn mein Ellerknänn noch lebte, der wüßt's zu sagen.

Die tote Mutter.

Es war eine Frau gestorben, welche einen blutjungen Säugling hinterließ. Sie hatte jedoch eine Schwester, die gleichfalls ein Kind besaß, welches sie noch an ihrer Brust stillte; diese nahm sich des armen Waisleins treulich an. Wenn sie sich legte, hatte sie immer die beiden Kinder neben einander vor sich in der Wiege liegen. Nun geschah es in einer Nacht, daß beide Kinder zu gleicher Zeit zu schreien anfingen. Da griff die Mutter zuerst nach ihrem eignen, um dasselbe zu beruhigen. Aber

kaum hatte sie das gethan, so spürte sie eine eiskalte Hand auf ihrem Arme und das Kind ihrer verstorbenen Schwester wurde ihr dargereicht und an die Brust gelegt. Sider der Zeit hat man die fünf Finger, auf ihrem Arme ausgedrückt, bis an ihren Tod sehen können.

Der Lauterbacher Stadtgeiger.

Der Lauterbacher Stadtgeiger wohnt oben auf dem Kirchthurm und musicirt von oben herab den ehrsamen Bürgern nach alter guter Gewohnheit. Bald spielt er mit seinen Gesellen ein geistlich Lied, bald pfeift er ein lustiges Stücklein, je nachdem es da drunten Freud oder Leid gibt. Nicht, als ob's ihm so geboten wäre. Nein, allemal, wenn er auf dieser Seite spielen will, wehrt's ihm Jemand unsichtbar. Bei Nacht werden ihm die Leuchten ausgelöscht, bei Tag kann Niemand da einen Ton aus den Instrumenten herausbringen. Wie das Ding zusammenhängt, mag Gott wissen, aber es ist so.

Der rote Geiger am Forellenteich.

Der Forellenteich im Oberwald hat etwas an sich, darüber läßt sich nicht disputieren. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß irgend ein Mensch hinein springt, und so eines bösen Todes verstirbt. Darum ist's dort auch niemalen recht geheuer, absonderlich des Nachts. So war

dort einmal ein Kohlenbrenner, der gedachte des Nachts auf die Wildpretsknapperei auszugehen, denn, wahrhaftig, bequemer konnte er es nicht haben, als hier im stillen Walde. Also ging er nach dem Forellenteiche. Allein als er über den Seedamm hinschritt, stand ein großer, fürchterlicher Mann vor ihm, der war blutrot angethan, und hatte eine Geige am Backen und geigte darauf los, daß es eine Art hatte. Er geigte aber nicht einem Menschen, sondern zwei roten Hunden, die waren auch überirdisch groß nnd sprangen um ihn her. Als der Kohlenbrenner nahe kam, warnte er ihn mit diesen Worten:

„Wo du bedoage (bei Tage)
Sott du benoage (bei Nacht)
Sust soll deich dies und das verschloage!"

Mein Kohlenbrenner merkte Unrat und kehrte um, hat auch nie wieder einen Gang gemacht, um Wild zu stehlen.

Das Jägerhaus im Laubacher Walde.

Sie liegt schon längst auf dem Kirchhof, die alte Försterfche auf dem Ruttershäuser Jägerhaus, die kam einmal von Laubach zurück, und es war Nacht und ganz mondhell. Da stiegen aus der Hexenwiese und dem Seegrund viele Menschen herauf mit einem Sarge, ein langer, langer Zug, als gält's irgend ein Begräbnis. Die Weiber hatten allesamt faltige Mäntel über dem

Kopf, die fielen ihnen bis über die Schultern herab. So zogen sie mausestill den Kirchberg hinauf, wo der Stumpf der alten Dorfkirche steht, unter welcher ehedem das in den Ritterzeiten ausgegangene Dorf Ruttershausen lag. Gesichter konnte die Försterſche nicht sehen, auch wußte sie nicht, was sie zu solch absonderlichem Thun sagen sollte. Sie ging deshalb näher hinzu, um Alles besser zu sehen. Aber siehe da, nun war die Erscheinung zu Ende und nichts mehr davon zu merken, da eilte sie in Angst, was sie konnte, daß sie heim kam.

Das Sonntagskind.

Ein jedes Menschenkind, das unter Glockengeläut oder auf einen „gedoppelten Sonntag" jung worden ist, sieht Geister und kann verwünschte Personen erlösen. Wird es von diesen darauf angesprochen und hilft ihnen nicht, so hat es sein Leben lang kein Glück mehr. So erging es einem Schulmeister.

Eines Sonntags stieg er hinauf in's Gebirg, früh in der Morgendämmerung. Drunten im Thal läuteten die Morgenglocken und wie er sich recht umsah, stand er vor einem Felsen am Wege und sah dabei eine Frau, die wusch ein blutiges Hemd in dem Bronnen, der darunter entsprang. Der Schulmeister dachte an gar nichts, am wenigsten an Geister, und sprach ganz arglos: „Gu-

ten Morgen, Frau, ist das auch eine Arbeit am lieben Sonntag?"

Da schaute ihn die Frau an, sprach aber kein Wort und wusch emsig weiter. Das ärgerte ihn denn gewaltig und er tupfte ihr mit der Hand auf die Schulter und redete nochmals eben dieselbigen Worte. „O, du Unglücksmann", begann jetzt mit schmerzlichem Seufzen die Frau, „was bietest du mir guten Morgen? Hättest du gesagt: Gott schenke dir die ewige Ruhe, so wäre ich erlöst von dem Fluche, und du hättest das gute Werk gethan, wozu du als Sonntagskind bestimmt bist. Jetzt muß ich wieder lange hundert Jahre umgehen, bis einer kommt, der wie du unter Glockengeläut geboren ist. Aber geh nur hin, dein Gutes hast du gehabt im Leben!"

Der bestürzte Schulmeister wollte antworten, aber die Erscheinung war weg; er hörte und sah nichts mehr davon. Tiefbetrübt ging er nach Hause und machte sich allerlei Betrachtungen über die Begebenheit. Doch das, was die Frau ihm vorausgesagt hatte, traf ein von Wort zu Wort. Sein Glück war verschüttet. Es ging ihm alles hinderlich im Amt und verdrießlich im Leben, zuletzt wurde er vom Dienste gesetzt und starb als elender Bettelmann auf der Landstraße.

Das Frauchen von Hartershausen.

Hartershausen liegt im Schlitzerland und soll ehedem eine Burg gehabt haben, aus welcher der Graf erst einen Pachthof machte, nun aber ist's das Schulhaus. Es ist ein uraltes Gebäude mit riesig dicken Mauern und winzig kleinen Fenstern, dunklen Treppen und weiten Vorplätzen. Kein Wunder, daß die weiße Frau drin umgeht und sonst noch allerlei Unheimliches passiert. Eins hat aber jetzt aufgehört. Nämlich: ehedem, wenn eine Frau im Hause in Kindsnöthen lag, sahen die Bewohner ein uraltes Frauchen mitten auf der Thürschwelle der Stube sitzen in ganz fremder Tracht, mit weißer Haube und schwarzem Deckel, und hörten es gar kläglich kritzen (ächzen) und stöhnen, als ob seine Schmerzen größer wären, wie bei der Frau im Bette. Man war seine Erscheinung längst gewohnt, als einmal der Balken der Thürschwelle herausgenommen und neu eingezogen werden sollte. Da fand man ein kleines Särglein und in demselben das Gerippe eines neugebornen Kindes. Diese Knochen wurden auf dem Kirchhof beigesetzt, und seit jener Zeit hat sich das arme Frauchen nie wieder sehen noch hören lassen.

Das Kind im Merlauer Schloß.

Als das Schloß zu Merlau noch stand, welches ein

stolzes Fürstenhaus war, wie kein anderes im Hessenland, sintemal es soviel Fenster hatte wie Tage im Jahr, und eine solche Anzahl Gemächer und Kammern, daß man darin irre gehen konnte, war's in einer Stube nicht ganz richtig. Auf einen bestimmten Tag im Jahr hörte man da immer ein junges Kind jämmerlich schreien, als ob es am Spieße stäcke, das war von seiner Rabenmutter, die es in Unpflichten geboren, hehlingerweise ermordet worden. Auch befand sich darin eine doppelte Giebelöffnung, die vermochte man mit Nichts zuzumachen. Dadurch soll der Teufel seinen freien Paß ins Schloß gehabt haben. Nur Erbsenstroh war dasjenige, womit man sie verstopfen durfte.

Fluch der Mutter.

Der Breuerberg, oder Brühberg, wie das Volk ihn nennt, ist eine Anhöhe in der Nähe der Stadt Lich, von welcher aus man eine köstliche Aussicht über die Umgegend hat, weshalb derselbe gar oft frohen Gesellschaften zu Spaziergängen und sonstiger Kurzweil zu dienen pflegt. Auf demselben bemerkt man noch heute die Ueberreste eines ehemaligen Kellers, der von einem früheren Sommerschlößchen der Herrschaften allein übrig geblieben sein soll. Der Erbauer desselben war aber gar ein leichtfertiger lockerer Zeisig, der den abgelegenen Ort zur Stätte ver-

botener Lüfte zu misbrauchen wußte. Einst hatte er eine schöne Müllerstochter der Umgegend listiger Weise in seine Netze gelockt, und die bekümmerten Eltern wußten lange Zeit nicht, wo sich dieselbe befinden mochte. Endlich drang die immer gewisser werdende Kunde zu ihren Ohren, daß die Tochter mit dem Grafen in Unehren zu Fall gekommen und ein Kind geboren habe, das aber sogleich heimlich umgebracht und weggeschafft worden sei. Da erfaßte die gottesfürchtige Mutter über den doppelten Frevel unbändiger Schmerz, und sie sprach über die so schändlich misrathene Tochter und ihren Verführer, dem sie nichts anhaben konnte, den erschrecklichen Fluch aus, daß zur Strafe der Unthat jedesmal der erste Sproß des Grafenhauses sterben und nicht zur Regierung kommen solle. Nach des Volkes Meinung ist merkwürdiger Weise derselbe auch noch immer eingetroffen.

Der erlöste Geist.

Ein Mann, der ein Haus neu erkauft hatte, wachte in der Nacht über einem furchtbaren Kettengerassel auf, und sah einen Geist in Menschengestalt vor sich stehen, der ihm in einem fort winkte. Weil er sich indeß fürchtete, ließ er den Geist bitten und winken, so lang er wollte, bis seine Zeit um war. Am Morgen erzählte er seinem Bruder den Vorfall, und sie beschlossen, in

der nächsten Nacht bei einander zu schlafen, und wenn der Geist wiederkäme, ihm zu folgen. Wirklich geschah dies. Also thaten sie hurtig ihre Kleider an, und folgten dem Geiste, welcher sie die Treppe hinab in den Keller führte. Dort lag in einer Ecke ein großer Haufen Geld. Der Geist bedeutete sie stillschweigends, diesen mitzunehmen. Sie gingen die Treppe wieder hinauf bis auf den Vorplatz des Hauses, da mußten sie Halt machen und das Geld in zwei Theile abtheilen. Weil sie nun glaubten, der Geist wolle selber einen davon, fragten sie ihn: „Welches ist denn dein Lohn?“ Er schüttelte darauf den Kopf und gab's ihnen zu verstehen, daß er nichts davon wolle, sondern daß jedem von den beiden Brüdern ein Theil gehöre. Da rief der eine Bruder voll Freud und Dankbarkeit aus: „Nun, dann gebe dir unser Herrgott den Lohn.“ Alsbald geschah ein heller Schrei, und der erlöste Geist war hinweg; das Geld aber haben sie behalten und es hat jedem von ihnen Segen ins Haus gebracht.

Des Schulmeisters Magd.

Es war ein Schulmeister, der hatte eine Magd, die mußte jeden Tag in der Dämmerung zu Morgen und zu Abend läuten. Als sie wieder einmal nach der Kirche ging, sah sie einen Geist vor der Kirchthüre stehen, der

hatte eine weiße Strumpfkappe auf. Die entriß sie ihm mutwillens, und eilte nach Hause, wo sie sich fest in ihre Stube einschloß. Gleich darnach kam der Geist vor ihr Fenster und begehrte sein Eigentum zurück. Obschon sie ihn eine Zeit lang zappeln ließ, that sie es doch endlich, denn sie hatte ein gutes Gemüt. Vor der Kirche setzte sie ihm die Kappe wieder auf; alsbald verschwand der Geist. Aber an seiner Stelle stand ein großes braunes Kalb vor ihr. Sie war ärgerlich darüber, denn sie dachte, das Kalb ihrer Herrschaft sei ihr aus dem Stalle nachgelaufen, und führte es dahin zurück. Da wurde sie gewahr, daß sie sich geirrt haben mußte, denn jetzt waren zwei Kälber darin. Am andern Morgen, als sie das Vieh beschicken wollte, sah sie nur wieder ein Kalb, aber ein schwerer Kalbsfuß lag auf dem Boden, der war aus lauterem, köstlichem Golde. Sie nicht faul, raffte ihn hurtig in ihr Schürztuch und verschloß ihn in der Lade ihrer Stube. Dann ging sie zu ihrem Schatz, denn so ein Mädchen hat immer seinen Anhang, und erzählte ihm von dem großen Glück, das ihr widerfahren war. Sie beratschlagten nun beide mit einander, wie sie das Gold, ohne daß es Aufhebens machte, in Sicherheit bringen könnten. Endlich wurden sie dahin einig, daß die Magd sich krank stellen und dann schürzen (den Dienst aufgeben) sollte. Hernach sollte ihr Schatz

kommen und ihr die Lade wegtragen. Sie führten auch richtig ihr Vorhaben aus, und es gelang ihnen. Der Schatz trug die Lade die Treppe herunter und gab sorgsam Acht, daß sie nicht irgendwo widerstieß und das Gold klang. Als sie ihren Reichtum hübsch daheim hatten, hielten sie nicht lange Federlesens, sondern machten bald drauf Hochzeit, und lebten ihr Lebtag dann vergnügt, wie die Kohlmeisen.

Die stumpfe Kirche unter Burkhards.

Eine halbe Stunde unterhalb Burkhards im Grunde, die Nidder entlang, stehen hart am Wasser die spärlichen Mauerreste einer uralten Kapelle, auf welche von Wingershausen aus ein Fußpfad über die Bach führt, der noch jetzt der „Paffenweg" heißt. Es ist jetzt schon lange her, da machten zwei Burkhardser Männer auf einer Wiese bei dieser stumpfen Kirche Heu. Es war um die Mittagszeit und der Schweiß lief ihnen unter dem Wenden von dem Gesichte. Indem sah der eine zwei alte Mönche mit grauen, langen Bärten und in ihrem klösterlich schwarzen Gewande den Pfad daher kommen. Er deutete stillschweigends seinem Gesellen auf die wunderliche Erscheinung, allein dieser sah anfangs gar nichts; erst als er ihm über die linke Schulter blickte, nahm auch er die beiden Pfaffen wahr, wie sie mit langsamem, feierlichem

Gange, leise singend, nach der stumpfen Kirche fürbaß schritten und endlich in den Ruinen plötzlich verschwanden.

Außer dem Leibe.

In Wetterfeld bei Laubach war ein Pfarrer, der einst mit seiner Frau zu einem längeren Besuch nach Battenberg ins Hinterland verreiste. Ein noch zartes Kind, ein blühendes Knäblein, das sie sehr liebten, ließen sie unter der Obhut einer Schwägerin zurück, die in ihrer Abwesenheit in ihrer Kammer schlief und die Wiege vor dem Bette stehen hatte, um gleich bei der Hand zu sein, wenn das kleine Bürschchen etwas bedürfen sollte.

Etliche Tage darnach hatte sich die Mutter desselben zu Bette gelegt und war mit dem Gedanken an ihren fernen Liebling und in Sehnsucht nach ihm fest eingeschlafen. Im Schlafe kams ihr vor, als wache sie auf und thue sich an, dann öffnete sich das Fenster des Gemaches, und es wurde ihr zu Muth, als schwebe sie hinaus, emporgehoben über Häuser und Bäume, über Berge und Thäler, Flüsse und Länder, als flöge sie in den Lüften dahin einen weiten, weiten Weg.

Als sie zu sich selbst kam, stand sie zu Wetterfeld vor ihrer wohlbekannten Hausthür, und es war Nacht. Also trat sie ein, tappte die Treppe hinauf nach ihrer

Schlafkammer und drückte zögernd die Klinke auf. Siehe, da brannte auf dem Tischchen vor ihrem Bette ein Nachtlicht und erhellte zur Hälfte den stillen Raum. Die Schwägerin lag regungslos auf den Kissen, die Wiege befand sich vor ihr, mit einem grünen Vorhang oben zugedeckt. Da schritt sie herzu, schlug die Vorhänge der Wiege zurück, und sah ihr Kind da liegen, wie einen Engel Gottes, und süß und friedlich schlummern.

Ihr Mutterherz kam in Wallung und weil sie dem Kind alles Gute gönnte, sprach sie mit segnend erhobener Hand über seinem Haupt den alten frommen Spruch: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Aber in demselben Augenblick, da sie das sagte, gab es neben ihr ein Geräusch, sie blickte um sich und gewahrte, wie die Schwägerin sich entsetzt mit der Hälfte des Leibes aufrichtete und sie mit weit geöffneten Augen anstierte; zugleich hörte sie sich schrill beim Namen rufen — — —

Noch klang der ängstliche Schrei in ihren Ohren nach, als sie zur Besinnung kam, und sich in Battenberg fand, wo sie unruhig sich auf ihrem Lager wälzte. Was sie gethan, geschaut, gesagt, kam ihr deshalb je länger, je mehr, als ein absonderlich lebhafter Traum vor; ihr Herz dachte an nichts Anderes, und also schwieg sie davon stille.

Allein, was mußte ſie hören, als ſie wieder daheim bei den Ihren anlangte? Als der erſte Sturm der Bewillkommnung vorüber war, fragte die Pfarrfrau die Schwägerin: „Nun, meine Liebe, es iſt doch in unſerer Abweſenheit Alles gut gegangen, und nichts Beſorgliches vorgefallen?“ — „Ach nein,“ antwortete die, „außer an dem und dem Tage, zu der und der Stunde der Nachtzeit haſt du mich recht erſchreckt.“ „Ich?“ entgegnete aufs höchſte geſpannt die Pfarrfrau, „wie ſollte das ſein?“ — „Nun, ſo höre, was ich erlebt, iſts Teuſchung, oder was iſt es, ich weiß es nicht. Alſo, zu jener Zeit lag ich, das Nachtlicht vor dem Bette, ſchlafend vor der Wiege. Da ward ich wach. Ich hörte die Hausthür auf- und zugehen, dann kams herauf, Schritt für Schritt, o ich kannte das wohl, das warſt du und Niemand anders. Und richtig, über eine Weile ging die Thür der Schlafkammer auf, und ich ſah dein Geſicht, es war kein Zweifel, ſo ſaheſt du aus und ſo warſt du bekleidet, du ſchauteſt dich ſtille eine Minute lang um, als ſuchteſt du etwas; ich aber vermochte mich nicht zu rühren und zu regen, wie Blei lag es auf meinen Gliedern. So tratſt du heran zur Wiege, ſchlugſt die Vorhänge zurück und betrachteteſt mit innigem Wohlgefallen den ruhig ſchlafenden Buben. Dann hobſt du die Hand über ihn auf, wie dein Mann beim Segnen in der Kirche“. — „Und ſagte

ich was?“ fragte die von der Erzählung ganz überwältigte Pfarrfrau? — „Ja, du sagtest: das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Wie ich aber das hörte, konnte ich es nicht aushalten vor Grusel, that mir alle Gewalt an und rief, mich auf dem Bette erhebend, laut deinen Namen. — — Auf einmal war Alles verschwunden. Mit offenen Augen und offenem Munde lag ich auf dem Bette, und ich sah wohl, daß in der tiefen Dunkelheit rings um mich her das Ganze nur ein Bild meiner erhitzten Einbildungskraft könne gewesen sein. Aber, was siehst du mich so eigen bei alledem an? Und warum fragst du so sonderbar?“ —

Da erzählte mit bebender Seele die Pfarrfrau auch ihr Erlebnis, das traf zu mit dem eben Vernommenen von Wort zu Wort, auf Zeit und Stunde, und fehlte auch keine Kleinigkeit, so genau stimmte Alles zusammen. So wurden sie inne, daß allerdings, doch „außer dem Leibe,“ eine Fahrt durch die Luft müsse stattgefunden haben, und dankten Gott, daß die wunderbare Geschichte doch wenigstens dem Hause nichts Böses verkündet hatte.

VII.

Schätze, Schlangen, Drachen.

Der Keſſelrain bei Großen-Eichen.

Wo ehedem über Großen-Eichen das Schauerwäldchen geſtanden hat, iſt ein Platz, welcher „der Keſſelrain“ heißt. Einem Mann im Dorfe träumte es, er ſehe dort ein blaues Geldfeuerchen brennen. Als der Traum zum dritten Male ihm wieder kam, ſtieß er der Lies, ſeiner Frau, der er ſchon vorher davon geſagt und die neben ihm im Schlafe lag, in die Rippen, that ſich an, nahm die Rodhacke über die Schulter und ging mit ihr hinaus. Richtig, ſie fanden den Ort, und mein Feuerchen brannte noch.

Sie machten ſich nun geſchwind an die Arbeit und hackten ein tiefes Loch in den Boden. Endlich ſpürten ſie etwas Eiſernes unter ſich, der Mann ſetzte mit der Rodhacke an und zog und zog, und die Lies half ihm auch aus Leibeskräften; es war aber der Henkel eines großen Keſſels, der mit ſchwerem Gelde angefüllt ſein mußte. Während dieſes Thuns kam ein Fuhrwerk daher querfeldein über Stock und Stein, das fuhr „ſehrer

und fehrer", und als es nahe kam, machte es ein „fölches" Gerumpel, wie der schwerste Heuwagen und fuhr so hart an ihnen vorbei, daß sie dachten, es sollte Alles über sie hingehen, allein es rasselte vorüber. Das war kaum geschehen, so lief eine alte dreibeinige „Muck" (Mutterfau) auf sie zu, und ein unheimlicher Kerl saß auf ihr, der schrie sie an mit Donnerstimme: „Ist der Heuwagen vorüber?" Allein sie übten (rührten) sich nicht, und ließen ihn seines Weges ziehen ohne ein Wort, tummelten sich aber, was sie konnten, bei ihrer Arbeit, daß ihnen die dicken Schweißtropfen über's Gesicht liefen.

Nun aber kam der lüftige Teufel selber herzu. Er ritt auf einem schwarzen, zottigen Bock und war gruselig anzusehen. Er rief: „Wohinaus ist der Heuwagen und der auf der Muck saß, gegangen?" Doch sie wußten, daß man schweigen mußte und ließen ihn als zu rufen. Aber mit ihrer Arbeit wollte es gar nicht von der Schüppe. Wenn der Mann auf der einen Seite den Kessel bald heraus hatte, sank er auf der andern wieder um so tiefer. Das machte: der Teufel, der ihnen das Geld nicht gönnte, legte alle Schwere darauf. Da wurde der Mann hundsmüde über dem vergeblichen Thun und ärgerte sich, und weil er's partout erzwingen wollte, und seine Frau sich ungeschickt stellte, schrie er sie an: „Lies, zieh!"

Da that es einen Plump, und gesehen hatten sie den

Kessel und das Geld und Alles, und hinter ihnen hörten sie ein Hohngelächter, wie es in der Hölle nicht greuliger sein konnte, und gingen also mit betrübtem Herzen wieder heim, so arm, wie sie gekommen waren.

Der Molthüwel.

Der Krämerkäth zu Eschenrod träumte es des Nachts dreimal hinter einander, sie sollte auf einen Platz in der Gemarkung gehen, wo man's „auf den Riegeln" heißt, dort werde sie an einem bestimmten Strauch etwas finden. Obschon es Winter war, ging sie doch in einer mondhellen Nacht an den gewiesenen Platz, fand aber gar nichts, nur ein frischer Molthüwel (Erdhaufen, auch Maulwurfshaufen) ragte über die Eisdecke hervor. Ohne recht zu wissen, was sie eigentlich that, nahm sie eine Hand voll Erde in die Schürze, und warf sie, als sie heimkehrte, mismutig mit derselben in die Ofenecke. Am andern Morgen, als sie sich anthat, schimmerte etwas darin; sie guckte nach, und fand zu ihrer großen Freude eine Handvoll große Thaler da liegen.

Die Poilchesmühle zu Burkhards.

Einem sechzehnjährigen Mädchen auf der Poilchesmühle zu Burkhards träumte es einmal, es sehe in der Kherfel-Ecke hinter dem Ofen Geld liegen und ein kleines

graues Männchen darauf sitzen. Weil es sich sehr fürchtete, zog's die Decke über die Ohren, und schlief weiter. Sein Ellervater aber, dem es morgens die Historie erzählte, hieß es in der nächsten Nacht achtpassen, ob das Gesicht wiederkäme, dann sollte es ihn anstoßen und aus dem Schlaf wecken. Es kam gerade so wieder, wie das erste Mal, das Graumännchen saß auf dem Geld und winkte. Da gruselte es ihm noch viel mehr, daß es vor Angst nicht zu schnieben (d. h. athmen), geschweige denn ein Wort zu sagen wagte. In der dritten Nacht sah das Männchen gar betrübt aus und verschwand mit Seufzen, als das furchtsame Mädchen auf nichts Acht hatte. Des Morgens beim Kehren der Stube aber fanden sich, als Rest des Schatzes, in jener Ecke neun nagelneue Kreuzer.

Bei der Breungeshainer Totenkirche.

Einem Manne zu Breungeshain träumte es in drei auf einander folgenden Nächten, er solle sich in Frankfurt auf die Mainbrücke stellen, da würde er etwas Neues erfahren. Nach längerem Bedenken über die Sache, entschloß er sich dazu und hing den Weg dran. Es dauerte einen, es dauerte zwei Tage, er stand auf der Brücke, aber kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Am dritten Tage ging ein Mann auf ihn zu, und

fragte ihn, warum er immerfort auf der Brücke auf- und abginge. Da sagte er: „Es hat mir geträumt, so und so, und deshalb bin ich hier.“ Antwortete der Fremde: „Nun, dann bist du der Rechte. Mir hat auch geträumt zu dreien Malen, ich sollte hierher gehen und einem Breungeshainer Mann sagen, wie er sein Glück machen könne. Geht nach Haus und thut euch nach zwei verschwiegenen und herzhaften Leuten um, und geht mit ihnen Mittags zwischen elf und zwölf an die alte Totenkirche über dem Dorfe. Rechter Hand davor, wo man's heißt „an der Ruhmauer“, ist ein ganzer Kessel voll Geld vergraben, den könnt Ihr heben.“

Der Mann bedankte sich für die gute neue Zeitung, und ließ sich das Alles nicht zweimal sagen. Als er daheim angekommen war, that er, wie ihm befohlen. Seine Gesellen und er hatten eben an dem bezeichneten Orte mit vieler Anstrengung nachgegraben und schon merkten sie zu ihrer großen Freude den Kessel unter sich. Während sie ihn immer mehr heraufarbeiteten aus der Erde, kam auf einmal Einer vom Oberwald die Haide herab geritten, der saß auf einer alten dürren Sau.

Das kam ihnen dreien denn doch gar zu gespäßig vor mit solch einer Reiterei, und einer von ihnen wendete sich herum, zog ein Spottmaul und sagte: „Nun, bis Du aber herbei kommst, haben wir den Kessel mit

dem Gelde längst herauf.“ Aber, o weh! in demselben Zeitpunkt fiel ihnen der schwere Kessel, den sie schon in Händen hielten, gewaltsamer Weise aus der Hand und rutschte vor ihren Augen für immer in den Abgrund. Voll Aergernis über sich selber gingen sie mit langer Nase von dannen, denn es war der leidige Teufel gewesen, der sie so genarrt hatte.

In den Lochgärten.

Unmittelbar vor der Neustadt von Grünberg liegen die Lochgärten. Da sollen vor Zeiten, als die Stadt noch mit Mauern und Thürmen bewehrt war, große Schanzen gewesen sein. Von denselben sieht man freilich jetzt nichts mehr, denn der Platz ist überall geebnet und wird als Gartenland benutzt. Es ist schon lange her, da arbeiteten im Sommer dort Leute noch zur Mittagszeit, und sahen unvermuthet zwei große silberne Kannen vor sich stehen, die wunderbarlich dem Boden entstiegen waren und wie die lichte Sonne am Himmel glänzten und gleißeten. Ganz erstaunt über das seltsame Schauspiel, starrten sie mit vielem Kopfschütteln die Gefäße an, getrauten sich aber, weil sie nicht wußten, was noch kommen würde, nicht sie weg zunehmen. Ehe sie noch recht zu einem Entschluß gekommen waren, verschwanden die Kannen wieder eben so spurlos, wie sie

emporgestiegen waren, und alle ihre Betrachtungen waren nun umsonst.

Das glückliche Schulkind.

Das jetzige Forsthaus Petershain, zwischen Mulstein und Schotten, steht einsam in den Wäldern an einem Platze, wo früher Raubritter ihr Schloß hatten und von dieser „Mordkaute" aus dem Lande Hessen vielen Schaden thaten. Es denkt noch Manchem, daß Petershain außer der Försterwohnung auch noch mehr Häuser hatte und wie ein kleines Dorf war. In jener Zeit gingen einmal früh Morgens die Schulkinder hinab nach Bobenhausen. Unter ihnen befand sich auch ein kleines Mädchensding von sieben Jahren, dem der böse Weg blutsauer wurde und das darum immer mehr hinter seinen Gefährten zurückblieb. Eben saß es auf einem Steine ganz ermüdet, als sich vor seinen Füßen der Boden aufthat, und, wie eine verborgene Quelle lustig emporsickert, aus demselben eine Menge des allerschönsten Klengleins in dichtem Fluße hervorbrach. Das Kind hatte seinen Griffel im Munde und rührte mit demselben, ohne an etwas zu denken, in dem Lein herum, dann steckte es denselben in sein Büchse und eilte flüchtigen Fußes den Andern nach. Als es in der Schule die Griffelbüchse hervorsuchte, rasselte es darin; es wendete sie um, und

siehe, eine Menge große, glänzende Goldkörner fielen zur Erde; das war der Lein gewesen, der sich an seinem Griffel gehängt hatte. Die Eltern machten sehr erfreute Gesichter, als es solchen Reichtum heimbrachte, waren aber ebenso entteuscht, als sie, trotz des eifrigsten Nachsuchens, den wunderbaren Fundort desselben mit ihrem Kinde nicht wieder auffinden konnten.

Das Geldloch bei Usenborn.

Auf den Aeckern mitteninne zwischen Usenborn und Wenings ist ein Platz, der „das Geldloch" genannt wird. Einem Usenbörner Manne träumte es, dort sei viel Geld in einem Kessel vergraben. Der Traum wiederholte sich mehrmals, und es wurde ihm die ganze Gelegenheit so genau gezeigt, daß er mit noch einigen guten Freunden an einem Tage mit bedecktem Himmel, wo man Schätze heben konnte, hinging sein Glück zu probieren. Sie hatten auch schon den Kessel beinahe heraus gehoben, als auf einmal Einer daher kam, der blutroth angethan war und auf einem schwarzen Geisbock ritt, aber große Kuhklauen an den Füßen hatte. Der rief mit furchtbarer Stimme: „Der mit dem rothen Brustlappen muß jetzt sterben!" Ueberdem fiel den Männern das Herz in die Schuhe und sie fingen an zu reden. Gleich fiel ihnen

auch der Kessel aus den Händen und mit dem Schatzheben war's nun vorbei.

Wunder im Floswiger Feld.

Ein Bauer, der mit seinem Buben im „Floswiger Feld" ackerte, konnte nicht weiter, denn die Schar blieb an etwas Hartem hängen. Als er zusah, war's ein schwerer Kessel mit einem großen Henkel. Darüber höchlich verwundert, rief der Junge: „Ellerknänn, was ist das!" — Aber nun that's einen Schlag, wie ein Donnerschlag, er hörte es rappeln, wie wenn viel Geld durch einander geworfen wird, doch als er recht zusah, war der Kessel mit Allem, was er enthielt, in der Erde wieder verschwunden.

Der Geldstrauch.

In dem Eschenröder Küppel, der auch „der wilden Frau Haus" genannt wird, soll viel Geld vergraben sein, sagen die Alten.

Ein Mann, dem der Platz gefiel, ging oft dahin. Als er da einmal auf der Erde lag und seine Mittagsruhe hielt, hörte er unter sich ein Geräusch, als wenn's im Berge donnerte, und dann klang's und rasselte es durch einander, als wenn Gold und Silber aus der Höhe

auf harte Steinplatten fiele. Er reckte sich empor und horchte, aber er hörte nichts mehr.

Gleich nebenan ist eine Hecke, die heißt insgemein der „Geldstrauch.“ Eine arme Frau von Eschenrod hütete da einmal ihr Hitzchen (Zicklein). Wie sie vor sich sah, stand ein Kessel mit Geld vor ihr. Ganz erfreut rief sie: „Hitzchen, hilf!“ und griff nach dem Henkel. Aber sie hatte gut greifen; den Henkel behielt sie zwar in der Hand, der Kessel aber war fort und blieb fort. Warum? Sie hätte ja auch ihr Maul halten können.

Schätze am Hundsborn.

Wenn man von Bersrod nach Beuern geht, kommt man am Hundsborn vorüber. Nicht weit davon sah einmal ein Weibsbild, das aus dem Felde heimkehrte, einen eisernen Kroppen mit drei Beinen stehen, der über und über von lauter kleinen jungen Grasfröschen voll war. Das dünkte der Person denn anfangs gar ein sonderbar Ding zu sein, und sie schaute sich eine Weile das merkwürdige Gekrabbel in dem altmodischen Geräthe verwundert an. Endlich dachte sie: „Schmeiß das unnütze Gezeug fort, und nimm dir den Kroppen, der doch keinen Herrn hat, mit, vielleicht kannst du ihn in deiner Küche gebrauchen!“ — Also schüttete sie den Butzen (Haufen) Frösche auf den Weg, schleppte das alte Werk

nach Hause und stellte es neben ihr Aschenloch. Andern Morgens wollte sie dasselbe reinigen, um etwas darin zu kochen. Da rappelte etwas unten am Boden; sie griff's eilig auf und besah es genau; siehe, da war es ein alter abgeschliffener Goldgulden. Jetzt erst ging ihr ein Licht auf, wie schlecht sie gegen sich selbst gewesen war; allein, sie mochte sich hinter den Ohren kratzen, soviel sie wollte — weg war weg, und hin war hin, und mit den Fröschen war auch der schöne Schatz für immer ihr fort gehüpft.

Die Geldmauer.

Von Busenborn den Grund hinunter, rechts nach der Weidmühl hin, liegt eine Anhäufung von Steinen mit einem tiefen Loch in der Mitte. Dieser Flecken heißt „die Geldmauer," und es sollen dort große Reichtümer verborgen sein. Vor Zeiten gingen einmal drei Männer aus dem Dorf dahin, sich ihrer zu bemächtigen. Sie wußten, daß man bei der Arbeit nicht schwatzen durfte, und arbeiteten so emsig, daß der Kessel schon sich zeigte. Plötzlich kam „der lüftige Teufel" herbei und baute gerade über sie einen großen Galgen und deutete mit grimmigem Gesichte darauf, als wollte er sie alle daran henken. Die drei ließen sich aber das Ding nicht anfechten und brachten den Kessel richtig ans Tageslicht,

der funkelte, daß es eine Augenweide war. Nun aber wurde der Teufel fuchswild, sprang herzu und deutete mit der Hand auf einen der Männer, welcher der alte Ratz hieß, und rief drohend, daß ihnen das Herz erbebte: „Der mit dem rothen Leibchen (Weste) soll jetzt daran!“ Da vergaß der alte Ratz in heller Todesangst, daß er nichts sprechen durfte, und sagte, indem er mit dem Kopfe schüttelte: „Eich nät!“ In selbem Moment schlug der Teufel eine höhnische Lache auf und der Kessel rasselte in den Abgrund. Nichts behielten sie in der Hand, als den Henkel, der blieb lange im Dorfe als Merkwürdigkeit aufgehoben, bis ihn der alte Schmied Herget unter anderes Eisen verarbeitete.

Schatz in der stumpfen Kirche unter Burkhards.

Die Ruinen der „stumpfen Kirche“ unter Burkhards beherbergen einen Kessel voll Geld, welchen einmal mehrere Leute aus dem genannten Orte fast erlangt hätten, wenn sie klug genug gewesen wären. Als sie nämlich drauf und dran waren, ihn herauf zu bringen, machte ihnen der Teufel ein Blendwerk vor mit einem Galgen, der plötzlich über ihnen stand, und daneben sahen sie den Henker mit blutrothem Kleid und bloßem, blitzendem Schwerte. Allein sie ließen sich nicht irre machen und gruben weiter. Da kam der Teufel aber selbst angeritten auf einem

großen, zottigen Bock, und schrie dem Henker schon von Weitem zu: „Henk mir den mit der rothen Pelzkappe.“ — „Warum soll ich denn dran?“ antwortete in Bestürzung einer der Männer, — und Galgen, Henker, Teufel, aber auch der Kessel mit dem Geld war weg. Das sank nun wieder ein Haus hoch tiefer, als es gelegen hatte. Den Henkel sollen sie übrigens behalten haben, und er ist noch in einem Hause unter altem Geräthe verborgen.

Schätze im Eckhards.

Unter dem Schloß Zwiefalten nach Eschenrod hin nennt man das Feld „Im Eckhards.“ Da hat ein Dörflein gleichen Namens gestanden, und mancherlei in der Gemarkung erinnert noch daran, daß einst hier Menschen wohnten. Eine Magd, die dort Gerste schnitt, sah aus einem Kleeacker nebenan einen Kessel Geld emporsteigen, der funkelte, wie die lichte Sonne. Damit es außer ihr Niemand merken sollte, warf sie hurtig ihre blaue Schürze drüber, und lief heim, um es ihren Leuten zu sagen. Doch als diese mit ihr dahin kamen, war das Geld spurlos verschwunden, die Schürze aber hatte der Sauzahl in die höchste Spitze eines Birnbaums getrieben, der am Wege stand, und mit genauer Not bekam sie dieselbe wieder.

Der Schatz in Engelhausen.

In dem Gräflich Laubachischen Thiergarten nach Freienseen zu, wo früher das Dorf Engelhausen gestanden, liegen die Trümmer der sogenannten Pestburg. Dahin flüchteten in den unsicheren Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Leute der Umgegend, und verbargen auch daselbst ihre Kostbarkeiten, von denen ein großer Theil noch jetzt unter der Erde verborgen ist. Einem Laubacher Mann träumte es dreimal hintereinander von einem Platze auf der Pestburg, wo ein Schatz vergraben sei, den er heben könne. Anfänglich achtete er nicht sonderlich auf den Traum, endlich aber, je mehr ihm derselbe durch den Kopf ging, beschloß er den Versuch zu wagen. In einer schönen, stillen, mondhellen Nacht machte er sich auf den Weg und kam unangefochten am gewiesenen Orte an. Kaum aber hatte er sich ein wenig dort umgeschaut, so stand auch ein unheimliches kleines Graumännchen vor ihm, und der ganze Wald leuchtete blutroth, wie Feuer und Flammen, und in den Aesten der Bäume erhob sich ein so schauervolles Aechzen, Rauschen und Windesheulen, und zugleich in der Luft ein so Entsetzen erregendes wüstes Toben und Lärmen, als ob der wilde Jäger mit seinen Gesellen daher führe, daß er vor Angst das Hasenpanier ergriff, und ohne den Schatz gehoben

zu haben, schweißtriefend von dem nächtlichen Gange, wieder in Laubach ankam.

Das Schloß Lißberg.

In einem unterirdischen Gange des Lißberger Schlosses sind viele Kostbarkeiten aufbewahrt. Dieser Gang soll nach der Grimmelsbach führen und in einem Brunnen endigen, der dort noch zu sehen ist. Vergeblich hat man schon oft versucht dieser versunkenen Schätze sich zu bemächtigen. Einmal wäre es beinahe geglückt. Ein Maurer sollte in einem Keller etwas ausbessern und stieß auf den verschlossenen Eingang. Muthig steckte er sich seine Laterne an und tappte durch den schmalen Pfad vorwärts. Bald aber flog ihm eine Menge unheimlichen Gethiers entgegen, daß ihn großer Schrecken überkam, und sein Licht wurde ihm ausgelöscht. Er fiel hin wie todt, und als er aufwachte, rieb er sich die Augen und würde das Ganze für einen Traum gehalten haben, wenn ihm nicht seine Laterne gefehlt hätte. Umsonst strebte er darnach die Thür wieder zu finden; auch bis heute ist dies noch Niemand geglückt. Der Teufel hält noch immer seinen Schwanz darüber.

Das Geldfeuerchen.

Geht man den Fußpfad von Busenborn nach Breun-

geshain durch den Wald hinauf, der „die Spitz“ heißt, so kommt man durch „die unteren Breungeshainer Gartenbeete.“ In den Kriegszeiten haben hier die Leute Geld und Geldeswerth vergraben, und ebenso hat ein berüchtigter Räuber im Vogelsberg, den man den „Zahnarzt“ hieß, an einem Orte seine Schätze unter die Erde in Sicherheit gebracht. Als er in Siebenbürgen gedällert (gerädert) wurde, hat er auf dem Hochgericht gesagt: „Wüßt ich nur einen Mann von Breungeshain, den könnte ich reich machen für immer!“

Alle sieben Jahre soll man in den Gartenbeeten ein blaues Flämmchen sehen. Macht man sich stillschweigends herzu, so sieht man's auf der Erde liegen, wie glühende Kohlen. So begegnete es einmal dem Mädchen des Breungeshainer obersten Müllers, daß es dies Geldfeuerchen leuchten sah. Es wußte von alle dem nichts, und als es die Kohlen betrachtet hatte und gewahr wurde, daß sie gar nicht brannten, nahm sie ein Hölzchen und raffte einen Theil davon in seine Schürze. Gerne hätte es sie alle mitgenommen, allein ein Kopf und ein Paar Hundepfoten kamen aus dem Boden herauf, davor erschrack es. Seine Schürze verbrannte ihm nicht, und als es nun heim kam, und seinen Eltern Alles zeigen und erzählen wollte, fielen lauter funkelnagelneue Goldstücke auf den Tisch. „O,“ sagten seine Eltern zu ihm, „was

bist du doch für ein dummes Mädchensding; hättest du Alles aufgerafft, so könnten wir jetzt vierspännig fahren." Da lief es schnell wieder an den Platz, wo das Feuerchen gebrannt hatte, und suchte und suchte. Es hat nichts wieder gefunden.

Die Eggenzinken.

Als Burkhards in den alten Zeiten noch sein Gericht hatte, war auch eine Apotheke im Orte. Später wurde sie abgebrochen und ihr Holz verkauft. Wo sie gestanden, auf eben dem Platze sah ein Mädchen aus dem Dorf eines Abends einen Korb aus der Erde hervor kommen, der war bis obenhin mit lauter hell glänzenden Eggenzinken angefüllt. Eine andere Frau ging vorüber, die sah den Korb auch, und beide Weibsleute verfielen alsbald darauf, daß sich damit gewiß Geld angezeigt hätte. Da eilten sie geschwind wieder zurück, aber es war schon zu spät. Der Korb mit sammt dem, was darin war, konnte nirgends wieder gesehen werden.

Der Topf mit Bohnen.

Eine Lißberger Frau arbeitete im Felde, auf dem Seeacker. Sie wußte nicht, wie es zuging, auf einmal stand ein alter Topf vor ihr, der war bis obenhin mit lauter alten verschimmelten Bohnenschalen vollgestopft.

Weil sie das unnütze Ding ärgerte, zerschlug sie den Topf aus Mutwillen mit ihrer Krauthacke. Da kam es ihr aber vor, als klänge es auf dem Boden, wie Geld. Sie steckte deshalb ein paar Bohnenschalen in ihre Tasche, um einmal zuzusehen, was es damit gäbe, und als sie heim kam, waren es unterdessen dicke Silberstücke geworden mit uraltem, unbekanntem Gepräge. „O," sagte ihre Mutter, „warum hast du den Topf zerschlagen? Laufe flugs hin, vielleicht erhalten wir noch etwas von dem Schatz." Aber das Laufen hätte sie aufstecken können. Der Schatz zeigte sich mit Nichts wieder an.

Die Rosenblätter.

Aus Schotten kam ein Bettelweib den Weg herauf nach Busenborn und sah links von dem Eingang des Dorfes auf einem Acker ein großes weißes Tuch liegen und etwas darauf, was von Weitem nicht zu erkennen war. Darüber erstaunte sich die Person, weil es in den letzten Tagen des Herbstes war und man nirgends Jemand dabei erblickte. Sie ging deshalb hinzu und sah auf dem Tuch lauter frische grüne Rosenblätter liegen. In den ersten Häusern, wo sie sich ein Stück Brod forderte, sprach sie von dem, was sie gesehen; die Leute eilten nach dem Platze, sahen aber weder Tuch, noch Rosenblätter mehr, doch waren sie überzeugt, daß sich damit

ein Schatz habe kund gethan. Etliche Jahre darnach, da man einen Rain des Ackers entfernte, wurden zwei Töpfe gefunden, die waren mit lauter Weißpfennigen gefüllt.

Der Krainfelder Kirchenkelch.

Eine der ältesten Kirchen auf der Ostseite des Vogelsbergs ist die zu Krainfeld, welche bei ihrer Gründung dem damals noch ganz neuen Heiligen St. Ulrich geweiht wurde. Sie besaß sehr viele kostbare kirchliche Geräthe und viele Weihtümer, welche fromme Seelen gestiftet hatten. Alle diese Sachen wurden in Kriegszeiten, um nicht in räuberische Hände zu fallen, an einem verborgenen Platz des Feldes verscharrt, aber weil die Leute, welche den Aufenthaltsort wußten, von der Pest weggerafft wurden, gingen sie für die Kirche verloren. Nur ein Kelch ist wunderbarer Weise wieder ans Tageslicht gekommen. Das ging aber so zu: Krainfelder Männer kamen vom Freiensteinauer Markt heim, und es war Nacht. Nicht zu weit vom Dorfe brannte ein helles Feuer. Als sie hinzugingen, hing an einer Stange über dem Feuer ein großer Kessel. Einer von ihnen sah hinein, weil Niemand sich dabei befand, und es glitzerte und funkelte darin, daß es ein Staat war. Nun griff ein Andrer keck hinein und holte einen Abendmahlskelch her-

aus, das mußte, nach der Beschreibung der Alten, einer der verloren gegangenen sein. Wie sie jetzt sich holen wollten, was noch übrig war, erlosch, sie verstanden nicht wie, das Feuer, auch der Kessel war weg, und sie standen allein in der dunkeln Nacht. Hätten sie den Kessel schnell von der Stütze abgehängt, so wären die alten Heiligtümer wieder sämmtlich der Kirche zu Theil geworden. Der gefundene Kelch aber wird noch heute bei der Austheilung des lieben Nachtmahls in der Gemeinde gebraucht.

Kröten verwandelt.

Im Oberwald sind viele Orte, wo man Gold und Silber finden könnte unter der Erde. Auch ist schon dick darnach gesucht worden. Drei Männer in Michelbach kannten solch eine Stelle, wo ein „Schatz geblüht" hatte, und beschlossen, denselben zu heben. Weil aber einer von ihnen, ein armer Flickschuster, eine dringende Abhaltung hatte, so gingen die zwei andern allein hinauf. Doch statt Geld zu finden, krochen an dem Platze viele scheußliche Kröten umher, eine dicker und glotzäugiger als die andere. Ihr Aerger war nicht gering, zudem sie noch Säcke mitgebracht hatten, in der Hoffnung, recht viel zu finden. Da geriethen sie auf den Einfall, die Kröten in die Säcke zu raffen, so viel ihrer hineingingen,

und sie dem Schuster hehlingerweise durch sein Aehrnloch ins Haus zu lassen, nachher wollten sie kommen und sich auslachen, wenn er darüber recht fudern und wettern würde. Gesagt, gethan. Am andern Morgen gingen sie hin und riefen durch's Fenster: „Schuster, wie gefällt Dir das, was Dir gestern durch's Aehrnloch beschert worden ist?“ — „Ueber die Maaßen,“ antwortete der, „geht schwinde herein, daß ich es Euch zeige!“ Wie sie eintraten, führte er sie in seine Kammer, da lag auf einem Tisch ein ganzer Haufen Goldstücke, wie man sie schöner nicht malen konnte. Das waren die Kröten gewesen, die sie mitgenommen hatten. Sie theilten nun brüderlich mit einander, wie sich's gebührt. Man sieht: „Wenn etwas am unwerthesten ist, ist's am werthesten.“ Das soll man sich merken.

Der Drache.

Unterhalb Rainrod ist eine wüste Bergwand, nur hier und da mit Dorngestrüpp bedeckt, da stand vor Alters ein hoher, heiliger Wald und haben die Heiden drin Kirche gehalten. Im Schoos des Berges sind viele Reichtümer versteckt, welche ein boshafter Drache behütet, der selten oder gar nicht an's Tageslicht kommt. Es ist eine kleine Höhlung noch jetzt sichtbar, die heißt das Drachenloch. Daraus soll das Ungetüm manchmal her-

vorkriechen in mitternächtiger Stunde, um in dem entfernten Mühlbache bei Eichelsdorf seinen brennenden Durst zu löschen. Dieser muß sehr gewaltig sein, denn kein Tropfen bleibt dem Müller übrig, und die Mühle steht stille, ehe man sich's versieht. Obschon es über eine Viertelstunde Wegs ist, steckt der Drache dann doch immer noch mit seinem Schwanze in dem Loche, so scheuslich lang ist er.

Die Schlange.

Zur Mittagszeit im Heumachen hatte sich eine Frau aus Schotten, die in dem Wiesgrund unter dem Altenburgskopf, der die Michelbach heißt, sich müde geschafft hatte, eben mit ihrem Kopf auf einen großen Stein gelegt, um ein wenig zu schlafen. Wie sie so da lag, sah sie vor sich eine wunderbar schöne rothe Schlüsselblume auf dem Boden stehen. Sie blickte unverwandt darnach und weil ihr dieselbe immer besser gefiel, stieg sie auf und brach sie ab. Als sie den Kopf wieder umwendete, ringelte sich auch eine große graue Schlange auf demselben Stein auseinander, auf welchem sie eben mit dem Kopf gelegen hatte, als wäre sie durch ihr Aufstehen aufgescheucht. Die Frau reute es in diesem Augenblicke, die Blume gebrochen zu haben, denn sie dachte: „Was wäre das für ein Zierrat in deinem Gärtchen gewesen, wenn

du sie mit der Wurzel ausgestochen und dahin gepflanzt hättest!“ Aber als sie sich noch eben diese Betrachtung machte, erscholl in der Luft eine gar jämmerlich klagende Stimme: „O hättest Du gewartet bis morgen Mittag zwölf Uhr, so hättest Du in der Blume die Schlüssel zur Altenburg und damit Dein Glück gefunden!“ Nun sah sich die Frau um nach der Schlange, allein diese war mitsammt der Blume unbegreiflicher Weise verschwunden.

IX.

Thiere, Elemente, Pflanzen, Legendarisches und Historisches.

Storch hilft löschen.

Im Jahre 1597 in der Erntenzeit ist in der Stadt Homberg an der Ohm ein Feuer aufgangen, und fast der halbe Theil gegen der Stadtpforten von der Untergasse an bis hinaufwärts gegen das Schloß eingeäschert worden, wobei dann dieses besonders notabel, daß die

Störche, in währendem Brand, zu einem Haus, worauf sie ihr Nest gehabt, Wasser im Mund herbeigeführet und in den Brand abgespeiet, gleichsam dadurch ihr Herberg zu salviren.

Die Glucke.

Auf dem Wildfrauenhaus bei Gedern ist ein Stein, der dreht sich jedesmal zu Mitternacht um, und es kommt dann aus der Erde eine Glucke mit zwölf schwarzen Hühnern hervor. Was das aber zu bedeuten hat, weiß Niemand zu sagen.

Der Kirchhofshund zu Freienseen.

In Benderhannesen Haus in Freienseen war einmal ein durstiges Klübbchen lustiger Vögel bei einander, die retschten Karten, daß es eine Art hatte, und sangen und jauchzeten, daß mans drei Gaßen weit hören konnte. Unvermerkt wards über diesem Treiben Mitternacht, und als es eben den zwölften Schlag that vom Thurme, sprang Etwas unter sie. Zottige Pfoten legten sich mitten auf den Tisch und aus einem greuligen Bart schauten tellergroße funkelnde Augen sie ingrimmig an, daß sie vor Schrecken laut aufschrieen und ihnen die Kartenblätter aus den Händen fielen. Das war der von den Kindern des Fleckens noch heute oft mehr als ein Buckel voll

Schläge gefürchtete Kirchhofshund, von dem als einem nächtlichen Unhold die Alten früher nicht Wunder und Zeichen genug erzählen konnten.

Der Schloßhund zu Habertshausen.

Es war in der seligen Adventszeit, als vorlängst einmal ein Maulbacher Mann aus Obergleen, wo er seinen Gevatterleuten geschlachtet hatte, heimkehren wollte. Mitternacht hatte es noch nicht gehürnt, und er ging also ganz „gethürst“ (mutig) in der mondhellen Nacht seinen einsamen Weg durch den wohlbekannten Wald. Dabei kam er denn auf die sogenannte Husaren-Heeg, wo, nach der Aussage Vieler, ehedem das Dorf Habertshausen gelegen hat, von dem aber nichts mehr übrig ist. Da stand plötzlich ein hohes stattliches Herrenschloß mit Thürmen und Zinnen vor ihm, und alle die großen Fenster desselben waren hell und glänzend erleuchtet. Als der erstaunte Mann näher trat das Wunder zu betrachten, sah er durch den weit geöffneten Thorbogen geradewegs auf den Vorplatz des Gebäudes, in dem hing von der Decke herab ein kostbarer funkelnder Kronleuchter mit vielen Lichtern, die Tageshelle ringsum verbreiteten. Jetzt blickte er auch um sich, und siehe, auf der langen Steinbank, zur Seite des Haupteingangs, lag, was er früher nicht wahrgenommen hatte, ein prächtiger schlossen-

weißer Hund, wie er nie einen schöneren gesehen hatte, mit gar treuen, klugen Augen. Er wedelte in Einem fort mit dem Schwanze, als wollte er ihn mit Freuden willkommen heißen, und schaute ihn wie bittend dabei unverwandt an, als ob er jede Minute sprechen wollte. Der Mann betappelte sich immer mehr das ungewöhnliche Ding, aber er wußte bei sich selbst nicht recht, sollte er in das Schloß gehen oder nicht. Als er aber zaudernd endlich zurücktrat, war auch alsobald das ganze Gesicht spurlos verschwunden, wie der Nebel vor dem Sonnenlicht, und tödtlicher Schrecken erfaßte ihn. Es war ihm, als höre er hinter sich leises Gewimmer, und er lief, was er laufen konnte, bis er heimwärts in sein Dorf kam.

Das glückhafte Kuhgespann.

Im Ruttershäuser Kirchenstumpf über dem Jägerhaus hütete einmal der Sauhirt, als die Thiere zwei große Glocken aus der Erde wühlten. Da kamen denn gleich die Laubacher daher und wollten sie für ihre Stadtkirche auf den Thurm haben. Allein als der Wagen mit ihnen beladen war, konnten die Pferde sie nicht vom Platz bringen, es thats absolut nicht, man mochte sich anstellen, wie man wollte. Nebenbei machte gerade ein armes Gonterskircher Kuhbäuerchen sein Heu, daran mochten die Laubacher ihren Spott üben, und sagten zu ihm:

„Wenn Du die Glocken aufladeſt, dann ſollen ſie Eurer Kirche gehören.“ — „Nun, in Gottes Namen, ich lade ſie auf,“ ſprach das Bäuerchen, arbeitete ſie auf ſeinen Karren, ſpannte ſeine zwei elenden Stück Vieh vor — und brachte die theure Laſt glücklich hinunter zu Thal. Dieſe Glocken hängen noch jetzt auf dem Gonterskircher Gotteshaus, und von ihnen handelt der Vers:

„Hätten die Glocken die Säue nicht funden,
Wären ſie nicht nach Gonterskirchen kommen!“

Nach Andern heißt der Spruch:

„Suſanne heiß ich,
Säurüſſel fand mich,
Hätt mich nicht Säurüſſel funden (ſonne),
Wär ich nicht auf Gonterskirchen gekommen“.

Weiße Pferde.

Weſtlich von dem großen und ſtattlichen Dorfe Ulfa, unterhalb Stornfels, ragt ein Berg empor, der Kirchberg. Dahin wollten die erſten Anſiedler ihre Kirche bauen. Wenn ſie jedoch Steine, Holz und anderes Baugerät auf die Stätte gebracht hatten, ſahen ſie dieſelben Morgens im Thal an einem ganz anderen Platz. Man gab acht, wie das Alles zuging, und ſiehe, da kamen in der Nacht zwölf weiße Pferde, die trugen das Zeug den Kirchberg herab. Daraus ließ ſich abnehmen, daß Gott

die Kirche nicht da oben haben wolle, und man erbaute sie nun, wo sie jetzt noch steht, im Thal, mitten im Dorfe. Auch von Ober-Ohmen erzählt man wörtlich dasselbe.

Weiße Hirsche.

Als das Christentum im Vogelsberg ausgebreitet wurde, sollte auch in der Gegend von Meiches eine Kirche erbaut werden. Jeden Morgen aber fand man die Steine und Holzstämme, die dazu herbeigeschafft waren, auf dem Platze der heutigen Todtenkirche liegen. Um hinter das Geheimniß zu kommen, wachte ein Mann bei den Sachen. Da kamen in der Mitternacht hehlingerweise zwölf weiße Hirsche, die trugen stillschweigends das ganze Baumaterial auf ihren Geweihen die Höhe hinauf. Man sah dies als ein Fingerzeig der Gottheit an und baute an dem gewiesenen Platz das Heiligtum.

Das ehemalige Barfüßerkloster zu Grünberg

ist zum Theile noch erhalten und unter dem Namen „das Stift“ im Besitze mehrerer Bürger; seine Kirche aber findet sich nicht mehr vor. Wo dieselbe gestanden, an einem heimlichen Ort unter der Erde, vergruben die Mönche, bei der Aufhebung des Klosters, als ein besonderes Heiligtum, das goldene Bild eines Agnus Dei, und Niemand erfuhr den Platz, als sie gen Mainz für-

baß zogen, weil sie hofften, baldigst wiederzukehren. Allein diese Aussicht schlug fehl, und sie starben hinweg, ohne ihre Behausung je wieder gesehen zu haben. Seit jener Zeit, jedesmal zwischen Advent und Weihnachten, zu später Nachtstunde geht ein überirdisches Lämmchen, langsam und feierlich, und glänzend weiß, wie frisch gefallener Schnee, über den alten Klosterhof, bis es dann plötzlich verschwindet. Das haben schon Viele gesehen in der Stadt, vornämlich die, welche im Augenblick seines Erscheinens unter dem Arme her nach ihm schauten, und auch noch heute soll es wandern. Es wird nicht eher erlöst, als bis das vergrabene Kleinod ans Tageslicht kommt. Darum ist denn auch schon mehrmals darnach gesucht worden. Vor vielen Jahren gruben einige Frauen und beherzte Männer an einem Platze nach, wo sie dasselbe vermuteten, und stießen auch auf eine metallene Platte in der Tiefe, unter welcher es liegen mußte. Weil sie aber sehr erschöpft und durstig geworden waren, gingen sie auf eine Weile in ein Nachbarhaus und tranken einmal. Als sie wiederkehrten, war die Platte und Alles fort, und darüber entsetzten sie sich dergestalt, daß sie das ganze unheimliche Unternehmen aufgaben.

Im Schloß zu Burggemünden

wohnt schon seit undenklichen Zeiten der herrschaftliche

Forſtmeiſter, der aber neben ſeinem Amte meiſt noch ſtarke Landwirthſchaft betreibt und alſo mancherlei Geſinde nöthig hat. Sein Gäulsknecht hat das Nachtlager im Stalle, oben an der Wand, damit er doch gleich bei der Hand iſt, wenn's irgend etwas gibt. Aber gerade darüber beſchwerten ſich die meiſten Knechte und wollten ihm nicht bleiben. Sie behaupteten, im Stalle hauſe etwas, das laſſe ihnen des Nachts keine Ruhe; ſie wüßten nicht zu ſagen, was es wäre.

Nun dingte ſich der Forſtmeiſter einen Knecht aus der Umgegend, der war nicht enggeherzt und mit dem Maul immer voran. „Nimm dich in Acht," ſagten zu ihm die übrigen Dienſtboten, aber er ſchalt ſie Haſenfüße und lachte ſie aus.

In der erſten Nacht, als er im Stalle lag, konnte er nicht ſchlafen. Nach elf Uhr gab's ein Geräuſch darin, an der Wand her krabbelte etwas herum, auf einmal war's bei den Gäulen, daß die unruhig wurden und hinten und vorn ausſchlugen, als wehrten ſie ſich gegen einen Feind. Der Knecht rief ſie bei Namen und gab ihnen alle guten Worte, aber ſie parierten ihm nicht, und da er keine „Flüchtigen" (Streichhölzer) bei ſich hatte, mußte er dem Ding ſeine Weile laſſen bis Mitternacht, da hörte es auf. Am Morgen ſtanden die Gäule ſchweißtriefend und zitternd vor der Raufe.

Bei dem Imbiß fragten ihn die Andern, wie es gegangen hätte, und als er den Vorfall aufrichtig erzählte, spotteten sie ihn tüchtig aus. Darüber ärgerte er sich denn nicht wenig und vermaß sich im Zorn heilig und theuer, wenn's noch einmal so käme, dann wolle er dem Wahnerding zu Leib rücken, es möge dann gehen, wie es wolle. Allein man braucht den Teufel nicht an die Wand zu malen, er kommt doch. In der nächsten Nacht, wieder um dieselbe Zeit, gab's ein entsetzliches Rumoren, daß die Thiere schier außer sich geriethen und alles Zureden vergeblich war. Dann flatterte etwas im Stall herum, wie ein großer „Urhoiwel" (Ohreule) und schlug schauerlich mit den Flügeln um sich, daß dem Knecht doch ganz sonderlich zu Mute ward.

Weil er sich aber der Sache verheißen und auch ein Kännchen Branntwein zuvor getrunken hatte, um bei Courage zu bleiben, erhob er sich im Bette, ballte die Faust und schrie: „Du Teufel, komm einmal her, wenn du dich an mich getraust; ich will schon mit dir fertig werden!"

Kaum war ihm das Wort aus dem Maul, so war auch der Unhold auf ihm und wollte ihn würgen. Doch er faßte unerschrocken zu und that einen starken Griff, daß ihm deuchte, er spüre ordentlich die Federn desselben in seiner Hand.

Der Geist aber war ihm zu mächtig, schleuderte ihn

wie einen Ball aus dem Bett, schleifte ihn im ganzen Stall herum und malträtierte ihn ganz furchtbar; Hören und Sehen verging ihm. Morgens, als der Stall nicht geöffnet wurde und der Knecht ausblieb, ließ der Forstmeister mit Gewalt die Thür erbrechen.

Siehe, da lag sein Knecht auf der Erde, zerschunden am ganzen Leibe und zum Sterben bereit. Mit abgesetzter, schwacher Stimme erzählte er, was mit ihm sich begeben hätte, dann brach ein Blutstrom aus seinem Munde und er war todt.

Von da ab hat's dem Forstmeister immer schwer gehalten einen richtigen Gäulsknecht zu kriegen, weil kein Mensch so leicht in dem Stalle schlafen mag.

Auf der Walkmühle bei Lauter

schnitten einmal bei den dortigen reichen Müllersleuten Arbeiter aus dem Vogelsberg die Sommerfrucht. Ueber dem Rat, den sie mit einander führten, beachteten sie es nicht sonderlich, daß ein ganz artlicher schwarzer Vogel, so groß wie eine Sprieme (Staar) während dem vor ihnen auf und abhüpfte und alle Tage da war, als ob er auch dazu gehörte. Nach etlichen Tagen aber schändete (schalt) sie die Frau rechtschaffen aus, wenn sie Abends heim kamen, daß sie garstige Leute wären und nicht zufrieden mit der Kost, die sie bekämen, und sie darüber

zurecht trügen, daß sie sich schämen müsse vor Jedermann. Da sich die Vogelsberger natürlich aufs Leugnen legten, führte sie ihnen auch alle Worte an, die sie gesagt hatten, so daß sie nicht wenig darüber erschracken, woher sie Alles so haarklein wissen konnte. Andern Tags schnitten sie wieder, und nun fiel ihnen noch mehr der schwarze Vogel auf, der ganz alert zwischen den Gleden (geschnittenen und hingelegten Fruchtbreiten) herumsprang. Sie scheuchten ihn also und einer von ihnen nahm ein Steinchen und traf ihn damit an den Flügel, daß er laut kreischend davon flog und sich hernach nicht wieder zeigte. An diesem Abend pernerte (zankte) die Müllersche nicht mit ihnen, denn sie lag im Bett und war krank; sie hatte nämlich unversehens den einen Arm gebrochen. Nun brauchte man sie nicht mit der Nase drauf zu stoßen, warum dieser Unfall sie betroffen hatte, so viel Verstehtihrmich hatten sie auch, daß sie merkten, wo der Hund begraben lag, und über's Jahr bedankten sie sich, bei solch einer Wetterhexe ihr Brod zu essen.

Feuer am heiligen Ort.

Die Tochter des Weidmüllers brechte an einem heitern Frühlingstage mit ihrer Mutter Flachs in der Scheuer, und ging einen Augenblick von der Arbeit fort, um im Säustalle nachzusehen. Es war gerade Mittags-

zeit und zufällig schaute sie nach dem ganz nahen Eschenröder Küppel, den man auch „Der wilden Frau Haus“ nennt. Niemand war im Felde zu sehen, aber unter einem Acker des Küppels brannte lustig ein armslanges, ganz lichtes Feuerchen, doch ohne den mindesten Rauch. Das Mädchen winkte seiner Mutter, um ihr das zu zeigen, allein diese fing laut an zu sprechen, und in diesem Augenblick erlosch das Feuer. Die beiden liefen an den Platz, den sie genau kannten, und suchten überall nach, aber sie fanden nirgends eine Brandstätte. Dergleichen Feuer sollen übrigens da mehr schon gesehen worden sein.

Das Pferd im Geldfeuer.

Um die Mitternacht stand der Windhäuser Schäfer, so erzählen uralte Leute, wie sie es von ihren Vätern vernommen haben, vor seiner Hütte im Felde, und ward ein Feuer ansichtig, das auf dem Steinrück lustig und lichterloh brannte, als wäre ein Haufen Stroh angegangen. So ein alter Mann, und vorablich ein Schäfer, weiß nichts von Furcht, und die Nacht ist ihm, wie der Tag. Er dachte daher bei sich selbst: Du siehst einmal nach, was das für ein Ding ist, und machte sich gleich nach dem Platz auf.

Da sah er eine merkwürdige Flamme in Wallung und zu seinen Füßen lagen Kohlen, eine schöner als die

andere. Eine Weile machte er sich seine stille Betrachtung, dann langte er seine Tabakspfeife heraus, bückte sich nach einer Kohle, legte sie auf, allein der Tabak wollte nicht brennen. Unmuts warf er sie hin und griff nach einer andern. Allein auch diesmal wollte es nicht glücken, er mochte sich stellen, wie er wollte. Also probierte er's zum dritten Male, blies die Kohle glühroth an, legte sie auf, und zog und zog an seiner Pfeife.

Indem ward es aber in dem Feuer lebendig. Die Flamme zischte, und schlug rechts und links auseinander, so daß er einen Schritt zurücktrat und mit Verwunderung hineinblickte. Auf einmal kam mitten aus dem Feuer etwas Schwarzes hervor, und als er genauer darauf Achtung gab, war's ein Pferdekopf. Die Flamme schlug immer mehr in die Höhe und der Kopf bekam einen Hals, der Hals einen Leib, der Leib vier Füße und einen langen Schweif, bis ein kohlrabenschwarzes Pferd fertig war und mitten im Feuer stand.

Dieses erhob sich alsbald mehr denn mannshoch in die Luft, und sprang bolzengrade wieder nieder in das Feuer, und solches geschah zu dreien Malen, daß die Funken weit umherstoben und die Lohe so gewaltig sprühete, daß der Schäfer vor Schrecken scheu zurückwich. Dann that's einen greuligen Schlag, wie wenn das

Wetter in einen Baum fährt, und der Schäfer befand sich im Dunkeln mutterseelenallein.

Fort war im Hui Alles: Flamme und Feuer und Kohlen und Pferd, und ringsum war's mausestille. Im Morgengrauen indes ging der Schäfer abermals nach dem Steinrück, um zu sehen, ob das Feuer eine Spur hinter sich gelassen habe. Allein er fand nicht das Mindeste. Auf dem Tabak seiner Pfeife aber lag, als er sie sich frisch anpinken wollte, ein schweres Goldstück von uraltem und unbekanntem Gepräge.

Das Irrkraut.

Es gibt ein Kräutchen, das sieht der nicht, der drauf tappt, man heißt's das Irrkraut. Sobald der Fuß dasselbe berührt hat, verliert man alle Richtung des Weges und geht blindlings fort, ohne Jemand zu kennen, wie wenn man im Traum wandelte. So kam einmal ein Rixfelder Mann in der Schalksbach zu seinem Bruder. Er war in Lauterbach gewesen, sein Bruder kam aus dem Dorfe. Also sagte er: „Guter Freund, könnt Ihr mir nicht den Weg nach Rixfeld zeigen? Ich gehe und gehe und kann's nicht finden." — „Ei, Jobik", sprach der andere, „ei, kennst Du denn Deinen leiblichen Bruder nicht mehr? Und siehst Du nicht, daß das die Krautgärten von Rixfeld sind?" Da sperrte jener die Augen

weit auf, ſtarrte eine Zeit lang verwundert um ſich, und hörte auf „ſinnverliſſig“ zu ſein. Das war einer, der hatte auf das Irrkraut getappt.

Aehnlich erging es einem Mann aus Freienſeen. Der verirrte ſich im Wald und lief und lief und kam nimmer zurecht. Alſo ſetzte er ſich auf den Boden, zog die Schuhe aus und fuhr mit dem rechten Fuß in den linken hinein. Wie er das that, hörte die Macht des Irrkrauts auf, er kannte die Gegend wieder und wurde gewahr, daß er gerade vor dem Oberſeenerhof ſtand.

Der wilde Wegerich.

Beim Mähen einer Waldwieſe auf Johannistag fand ein Mann von Storndorf eine ganz ſonderbar geformte Blüthe des ſonſt ſo häufig und überall vorkommenden wilden Wegerichs. Bei genauer Betrachtung ward er nämlich gewahr, daß die Staubfäden der Blume ſich ſo ſeltſam in einander gewirrt hatten, daß ſie wie ein Vöglein ausſahen, das ſich auf derſelben hin und her wiegt. Dieſe vermeinte Naturmerkwürdigkeit nahm der Mann mit nach Hauſe, zeigte ſie auch Jedem, der ſie ſehen wollte, ja er gab ſie zuletzt einem Nachbar, der großes Wohlgefallen daran hatte und ſehr dringend darum anhielt, zum Geſchenk. Doch damit hatte er auch ſein Glück weggegeben; von dem Augenblick an ging ihm Alles,

was er anfing, so wünsch (nachtheilig), daß er ganz verarmte und zuletzt von Haus und Hof kam. Jener Nachbar dagegen, dem er den Wegerich geschenkt, hatte Segen bei all seinem Thun, er wußte nicht, wie, und ward ein grundreicher Mann.

Braundosten und Baldrian.

Am „Gekräutertag", wie man im Vogelsberg den Tag der Himmelfahrt Christi nennt, geht man hinaus heilkräftige Pflanzen zu suchen, denn dann ist der Segen Gottes über alles Wachstum ausgegossen. Besonders sucht man Braundosten und Baldrian, zwei Pflanzen, die man in die Stube und über die Stallthüre hängt, zum Schutze gegen Zauberei. Eine Magd kam einmal mit einer Last Gras aus dem Walde und begegnete einem Hexenmeister. Der rief ihr ganz giftig zu:

„Bann De näit bei Dir häst Braudoste und Baldrio,
Wott eich Dir bahld das Halsgenick ogeriſſe ho."

Anderwärts:

„Wanns Doste thät und Baldrian,
Wollt' ich bald bei Dir stahn!"

oder:

„Baldrian und Braundost,
Das hab' ich nicht gewoßt!"

Ohne daß sie es wußte, hatte nämlich die Magd diese beiden Wunderkräuter bei sich gehabt, und das war gut, sonst wäre sie nicht so heiler Haut davongekommen.

Die Springwurz.

In einem Oberhessischen Dorfe wohnte ein blutarmer Bauernbursche, der Soldat werden sollte, und hatte doch nicht die geringste Lust dazu. In dem Brast darüber ging er an einem Sonntag einstmals ganz allein in einen dicken Wald, um seine betrübten Gedanken los zu werden, allein es wollte ihm kein Trost kommen. Indem sah er an einem Baum hinauf und wurde gewahr, daß ein schwarzer Staar in ein Astloch schlüpfte, in welchem er sein Nest mit Jungen hatte.

Da fiel ihm ein, von seinem Ellervater gehört zu haben, wenn man solch einem Vogel den Zugang zur Wohnung fest verkeile, so daß er nicht wieder hinein könne, dann fliege er weit weit fort, und suche sich die ihm allein bekannte wunderbare Springwurz. Mit dieser im Schnabel berühre er dann das zugekeilte Loch und bald springe das davon auf, dann aber vernichte er die Springwurz wieder, am liebsten durch Feuer.

Der Bursche, ein gescheiter Kerl, beschloß sie ihm abzujagen und sich durch ihren Besitz glücklich zu machen. Um den Staar zu teuschen, nahm er ein feuerrothes Tuch, breitete es unter den Baum, und, richtig, mein Staar, der dasselbe für Feuer ansah, ließ die Springwurz darauf fallen. Mit einem Griff hatte er das kostbare Ding und verbarg es sorgsam unter seinem weißen Kittel.

Jetzt machte ihm das Soldatwerden nicht so viele Gedanken mehr, denn er besaß ein Mittel sich in allen Nöthen zu helfen. Seine Löhnung schickte ihm freilich nicht, denn mit „alle Tage zwei Kreuzern und anderthalb Pfund Brod" mag der Teufel auskommen! Darum beschloß er denn bald nach seiner Ankunft in der Stadt die Kraft seiner Springwurzel auf die Probe zu stellen.

Bei nachtschlafender Zeit ging er an ein großes Kaufmannshaus, horchte, ob innen Alles stille war, dann hielt er die Springwurz an das Schloß. Es sprang auf. Er hielt sie vor den Laden, er sprang auf, und so vor die Geldkiste, sie sprang auf, und endlich unter das darin liegende Geld, so theilte es sich in drei Haufen. Der erste Theil war, was der Kaufmann für die Waare bezahlt hatte, der zweite war sein erlaubter Verdienst, der dritte, was er den Leuten über Gebühr abgenommen hatte. Dieses letzte Häufchen theilte der Soldat und nahm sich die Hälfte davon mit.

Also vermochte er eine Zeit lang herrlich und in Freuden zu leben, wie der feinste Offizier, und seine Kameraden verwunderten sich oft, woher der von Haus aus arme Schlucker das viele Geld bekam. Allein er ließ sie fragen und schwätzen, so lange sie wollten, und sagte nichts. Also behielt er sein Kleinod bis an sein Ende und konnte sich mit demselben Alles verschaffen,

was seinen Augen gefiel und sein Herz sich wünschte, und es ist nur jammerschade, daß man jetzt nicht mehr weiß, wohin die Springwurz gekommen ist; es sollte ihr an Liebhabern wohl nirgends fehlen.

Die Luft als Bote.

Mehrere Soldaten, darunter ein Trompeter, wurden im dreißigjährigen Krieg von Herbstein aus, wo das Regiment im Quartiere lag, durch den Oberwald geschickt, warum weiß man nicht mehr, die fielen den Schnapphähnen in die Hände, welche sich dahin geflüchtet hatten. Es kam zu einem erbitterten Kampfe der paar Leute gegen die große Uebermacht, und alle Soldaten, bis auf einen, lagen bald sterbewund auf dem Wasen. Dieser eine war der Trompeter. Der kletterte in seiner Todesangst auf einen Buchbaum, und setzte die Trompete ans Maul und fing an, so laut er konnte, das Lied zu blasen: „Wenn wir in höchsten Nöten sein.“ Da erreichten ihn aber die Kugeln der Mörder und er schlug leblos durch die Zweige herunter mit zerschmettertem Leibe. Aber die Lüfte wurden Boten der Freveltat, und trugen den Schall des Liedes so schnell weiter, daß im selben Augenblick alle seine Kameraden in Herbstein das klägliche Lied hörten, und ganz genau die Gegend erfuhren, wo das Gefecht stattgefunden hatte. Alsbald

saß eine Compagnie auf und streifte durch den Oberwald. Sie fanden auch die hingemordeten und schmählich ausgezogenen Soldaten und nahmen sie mit zu ehrlichem Begräbnis, das Raubgesindel aber hatte sich in seine Schlupfwinkel verborgen und entging für dies Mal der gerechten Strafe.

Der Richtplatz der Hexe.

In der Erinnerung der Leute im südlichen Oberhessen lebt noch das Schicksal der Katzenkatrein von Gambach, welche die letzte Hexe gewesen ist, die gerichtet wurde. Dazumal errichtete man den Scheiterhaufen vor dem Dorfe, und die arme Person ward darauf, obschon sie mit viel bittern Thränen und Verheißungen ihre Unschuld betheuerte, gottesmärterlich verbrannt. Der Richtplatz liegt im fettesten Theil der Ortsgemarkung, aber man mag ihn düngen und ackern, wie man will, es ist noch nie ein Hälmlein darauf gewachsen. Man weiß gar nicht mehr, wie lange er so wüste liegt. Ein altes Holzapfelbäumchen steht darauf, das ist seit Menschengedenken immer klein und verkrüppelt geblieben, und man hat noch nie eine Frucht daran gefunden.

Die zerbrochenen Heiligenbilder.

Wo vom Oberwald das Thal sich hinab zieht nach

Sichenhausen, dem Rehberg gegenüber, stand ehedem der Rainhof. Den erbaute, weil er da droben seine Aecker hatte, ein Mann von Sichenhausen, der daneben das Schmiedehandwerk betrieb. Die zum Bau erforderlichen Sandsteine kaufte er in Herbstein. Dort war nämlich eine alte Kapelle auf den Abbruch versteigert worden, und so erhielt er neben prächtigen Bausteinen auch zugleich etliche alte Heiligenbilder, aus Sandstein kostbar gehauen, die man als altes Gerümpel ihm mit in den Kauf gab. Der Mann brachte diese auch mit herüber, und als er sein Haus fertig hatte, gedachte er die Heiligen in die Halle seiner Schmiede zu stellen, als Zierrat der Wohnung. Er hatte sie auch schon alle der Reihe nach aufgestellt rings herum, und schlug eben in Gottes Namen den letzten Nagel ein, um sie vollends festzuklammern, da stürzten in einem und demselben Augenblick sämmtliche Heiligenbilder von ihrem Postament auf das Pflaster und zerbrachen „kurzkrümmelklein" in tausend Stücke. Als er sich nun darüber sehr kränkte, sagte ein kluger Mann zu ihm: „Was wundert dich das? Guck, das haben die Heiligen selber gethan, die gehören in eine geweihte Kirche und nicht in eine so rußige Bauernschmiede, wie die deine ist!"

Schlechtenwegen und Steinfurt.

Als die lieben heiligen Apostel Petrus und Johannes in das Gebirg zogen, das Evangelium zu predigen, kamen sie auch in die Gegend von Altenschirf. Da ging es ihnen aber mächtig übel. Denn es lagen so viele greulige Steine auf den Wegen, daß ihre Schuhe an den Füßen vollends zerrissen und sie mit schwerem Seufzen barfuß gehen mußten. Um so mehr freuten sie sich, als sich nachher der Weg besserte, und sie riefen fröhlich, als sie dies sahen: „Stein fort!“ Von dieser Begebenheit haben die Dörfer Schlechtenwegen und Steinfurt ihre Namen.

Die Ansage der Kriegesnoth.

Kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ging eine arme Frau aus Grünberg in den Wald, um Holz zu lesen. Da trat ein unbekannter, grau gekleideter Mann zu ihr und sprach: „Geh hin in die Stadt und sage dem Pfarrer Braun, er solle von jetzt an Buße predigen dem Volke, denn es ist Pest und Krieg im Anmarsch!“ Die Frau versprach den Auftrag auszurichten, aber sie vergaß es.

Als sie in der folgenden Woche wieder im Walde Holz las, kam der graue Mann abermals zu ihr, und sein Gesicht war zornig, doch gab er ihr dieselbe Weisung.

Die Frau versprach hart und fest zu thun, was er sie geheißen hatte, doch vergaß sie es, sobald er ihr aus den Augen war.

Zum dritten Mal bei derselben Gelgenheit erschien ihr der graue Mann und hob dräuend den Finger: „Wenn du jetzt nicht ausrichtest, was ich dir gesagt, dann wird das größte Unglück über dich und die ganze Stadt kommen.“ Mit Zittern und Zagen gelobte ihm die Frau nunmehr Gehorsam, und der Graue verschwand. Trotzdem zögerte sie von Tag zu Tag.

Da starb ein nahes Glied ihrer Freundschaft eines unerwarteten Todes und nun wurde es ihr sehr Angst, was noch mehr folgen würde. Als die Leute vom Kirchhofe heim gingen, begab sie sich zu dem ehrwürdigen Herrn und beichtete ihm das Begebnis.

Der hörte sie lange und in tiefem Sinnen an, und schüttelte einmal ums andre Mal den Kopf zu der Erzählung. Dann blickte er gen oben und sprach: „Kommt's von Gott, oder kommt's vom Teufel?“ Fiel darauf auf seine Kniee, trug Gott die Sache vor im Gebete und begehrte die Erleuchtung des heiligen Geistes. Der Geist aber antwortete: „Es kommt von Gott, — predige Buße!“

So that denn auch der Pfarrer Braun, und predigte des Herrn Wort gewaltig mit aller Kraft und Gewis-

heit, und nicht wenige Seelen hörten auf seinen Ruf. Er sagte vorher die Kriegesnoth an, und sie kam wirklich mit all ihrem bittern Wehe über die bis dahin so blühende Stadt. Das Hauptunglück aber sollte dieser treue gesegnete Knecht nicht erleben, denn die Pest raffte ihn im Anfange dieser Zeit hinweg.

Die Dörfer im Laubacher Walde.

Wo jetzt nichts als Wald ist, zwischen Schotten und Laubach, da lagen ehedem sieben Dörfer, die sind ausgegangen. Sie wurden vor Zeiten von einem raubgierigen Grafen von Solms in einer einzigen Nacht in Asche gelegt. Auch Freienseen sollte dieses Schicksal haben, doch zum Glück ging es stark auf den Morgen los, und ein bellender Hund verscheuchte ihn. Damals stand von Laubach nichts, als das Schloß und eine einzige Mühle. Die armen abgebrannten Leute aber wurden gezwungen, sich nun in Laubach anzubauen und des Grafen Dienstmannen zu sein. Er nahm aber auch ein böses Ende. Es fraßen ihn zur Strafe seiner Unthat die Maden bei lebendigem Leibe.

Gott gnade der Seele!

Dieser fromme Spruch steht auf manchem Leichenstein geschrieben und hat alsdann seinen guten Sinn

für jeden ernsten Menschen, der lange darnach lieset, wer darunter begraben liegt. „Gott gnade der Seele“ steht aber auch über einer Schießscharte in einem Stein des nordöstlichen Eckthurmes der Büdinger Stadtmauer eingehauen; kein Name ist dabei genannt, und doch weiß man noch heut zu Tage, was die Inschrift bedeuten soll. Als nämlich der Thurm gemauert wurde und auf den hohen Holzgerüsten die Arbeiter emsig ihr Werk verrichteten, kam auch eine Frau hinaufgestiegen, die ihrem dabei beschäftigten Manne das Mittagessen brachte. Der war aber ein wüster, gotteslästerlicher Geselle, bei dem es die arme Frau schon lange bitterbös hatte, obschon sie seine Mishandlungen mit großer Geduld ertrug. Barsch fuhr er sie an: „Was bringst du in deinem Korbe?“ — „Erbsen,“ war die Antwort. Da that der Unmensch einen entsetzlichen Fluch und schrie: „Die mag der Teufel fressen;“ zu gleicher Zeit stieß er mit wütender Heftigkeit mit dem Fuße darnach. Allein er fehlte des Zieles, verlor das Gleichgewicht, stürzte jählings in die furchtbare Tiefe und zerschmetterte elendiglich seinen Leib auf den dort unten liegenden Steinen. Von Grauen erfaßt, über diesen jämmerlichen Tod und das Gericht Gottes fürchtend, meiselten seine Mitgesellen den genannten Spruch als ein Wahrzeichen auf den Stein, an dem der Frevler zuletzt gearbeitet hatte, und durch den-

selben hat sich die Kunde dieser Begebenheit bis auf die Gegenwart erhalten.

Strafe in der heiligen Nacht.

Wie anderwärts ist auch im ganzen Vogelsberg der Glaube verbreitet, daß in der Nacht der allerheiligsten Geburt des ewigen Sohnes Gottes alles Wasser auf Erden in Wein gewandelt sei, wunderbarlicher Weise, wenn man auf den Glockenschlag zwölfe dem fließenden Wasser nach stillschweigends aus dem Borne schöpft. Nun war ein frecher böser Bube in einem Dorfe, der glaubte an nichts und wollte die Leute höhnen. Deshalb legte er sich um jene Stunde mit seinem Leibe quer über den Born und rief:

„Jetzt ist alles Wasser geworden zu Wein.“ —

Da kam aus dem Wasser herauf die laute Antwort:

„Und jetzt sind deine zwei Augen mein!“

Alsogleich ward er stockblind auf beiden Augen, und blieb's für sein Lebtag.

Ein betrübtes Christfest.

In Eschenrod war ein reicher Bauer, der war nicht aus den besten Haaren gezeist, und machte sich gern dick damit, daß er nach Gott und der Welt nichts frage. An einem Christtag-Morgen sah er seinen Knecht, sonn-

täglich geschnätzt und mit dem Gesangbuch in der Hand, wie er eben mit den andern Leuten in die Kirche gehen wollte. Das verdroß ihn gar mächtig, denn in seine Hausordnung sollte ihm Niemand etwas darein zu reden haben, und er befahl ihm deshalb mit groben, schnauzigen Worten sich alsbald wieder auszuthun und zu einem nothwendigen Dienst bereit zu halten.

Als nun die Leute alle in der Kirche waren, sprach er zu ihm: „Nimm Axt und Säge zur Hand und folge mir auf dem Fuße nach; ich weiß uns heut was Besseres, als das dumme Beten und Singen, und zudem wird Niemand heute so leicht weis, was wir thun.“ Wenn auch mit Widerwillen gehorchte ihm doch der Knecht; sie verließen das Dorf und kamen in den alten hohen Buchwald, gerade unter dem Wildfrauhaus, wo man's „in der Maalsbach“ und „in den Schlägen“ heißt.

Dort angelangt suchte der Herr sich unter vielem Lachen den schönsten Baum heraus und der Knecht mußte ihm helfen denselben umzusägen. Es war ihm aber doch nicht ganz wohl dabei zu Muth, denn es grausete ihm vor dem wilden Jäger, der am Platze so oft sich hatte spüren lassen. Doch es geschah nicht das mindeste Verdächtige.

Als nun die Buche am Boden lag, sagte der Herr: „So, jetzt wollen wir uns auch etwas Ruhe gönnen

und einen Muffel Brod zu uns nehmen — die Arbeit macht doch müd und hungrig.“ Also machten sich's die Beiden bequem, zogen die Wämse aus, thaten einen tiefen Zug aus der Flasche und ließen sichs fürtrefflich schmecken im stillen einsamen Walde. Als sie damit zu Ende waren, knappte der Knecht sein Messer zu, steckte es ein in die Kiepe und sprang auf mit den Worten: „Nun aber ist's hoch Zeit, daß wir fertig werden!“

Auch sein Herr wollte das Gleiche thun, aber siehe da, er vermochte es nicht. Wie er sich auch geberdete und anstellte, wie er auch wetterte und fluchte, einmal für allemal, er war und blieb an den Buchstamm festgewachsen! Da erfaßte den Knecht jäher Schreck, daß es zu bösen Häusern gehen werde, und er lief auf Bitten seines bedrangsalten Herrn, so schnell er konnte, ins Dorf und schrie um Hilfe.

Es gingen auch Viele aus der Freundschaft des Mannes mit ihm hinaus, aber ihn retten konnten sie doch nicht. Er war und blieb an den Buchstamm festgewachsen. Da sägten sie, in ihrer Verzweiflung, neben ihm den Baum ab, dann legten sie den so hart gewitzigten Mann auf die Seite und schnitten hinter ihm, nahe am Leibe, immer noch in der Hoffnung die Geschichte heilings halten zu können, das Holz durch.

Aber damit hatten sie das Uebel nur ärger gemacht.

Denn auf einmal ergoß sich ein großer Blutstrahl aus seinem Körper, der ließ sich nicht stillen, und alles Verbinden und Gesegnen battete nichts, und ist also der Feiertagsfrevler, wie er's verdient, eines jämmerlichen Todes gestorben.

Wunder am Charfreitag.

In Sichenhausen, so erzählte einmal mein Ellerknänn, ist eine Frau gewesen, der war Sonntag wie Werktag und Werktag wie Sonntag. Darum machte die sich auch keine Gedanken darüber, am heiligen Karfreitag ihre Hulle (oder Kopfhaube) zurecht zu machen, zu waschen und zu stärken, um damit auf Ostern Hoffart zu treiben und in der Kirche zu prachtieren. Aber an so einem hehren Tag soll man sich nicht versündigen, das wies ihr unser Herrgott durch ein großes Wunder. Denn als sie eben die gewaschene Hulle in das blaue Stärkewasser eintaucht, siehe da färbt sich sogleich das ganze Wasser vor ihren Augen und wird zu lauter Blut. Ich meine denn, sie hat ihr Lebtag so was nicht wieder gethan!

Das Bohnenweibchen.

Vor dem Hainthor zu Büdingen auf den Gärten unterhalb des Weinbergs, sieht man allemal am Tage

der Himmelfahrt Christi um die Mittagszeit ein altes gebücktes Frauchen umgehen, das hat nirgends Ruhe, und krabbelt überall herum und steckt Bohnen. Daher heißt es allgemein auch das Bohnenweibchen. Wer weiß, wie lange es her ist, da lebte dasselbe in der Stadt und war ein böses Stück Weiberfleisch und fragte nach Gott und der Welt nichts. Auf des Herrn Himmelfahrtstag ging es in seinen Werktagskleidern hinaus und arbeitete in seinem Garten. Jetzt, nach seinem Tode, immer am Tage seines Frevels, muß es, als ein Exempel der göttlichen Strafgerechtigkeit, ohne Aufhören Bohnen stecken, und ist von der Erlösung ausgeschlossen. Eine frohe Gesellschaft, die einmal von dem Steinbruch herab kam, erblickte das arme Weibchen bei seinem unseligen Thun und war vor Schreck versteinert. Plötzlich wurde es aber groß und immer größer und entschwand den Augen, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Der Helge in Burkhards.

Die stumpfe Kirche unter Burkhards war endlich baufällig geworden, und man beschloß, auf den heutigen Kirchhof, der dem Ort näher liegt, die neue zu errichten, dazu aber das Material der alten zu benutzen. So brach man denn auch ein kleines uraltes und hochverehrtes Heiligenbild aus der dortigen Mauer und versetzte

es an die neue Kirche. In jeder Nacht aber ward das Bild von unsichtbaren Händen weggethan, und man sah es wieder Morgens am gewohnten alten Platze. Man mochte es dort noch so oft wegholen, immer war's Morgens wieder daselbst, so daß man wohl einsah, dem Heiligen gefiele der frühere Wohnort besser, als der ihm jetzt zugedachte. Um ihn jedoch der neuen Kirche mit seinem Segen zu erhalten, und an dieselbe zu fesseln, gelobten die Einwohner von Burkhards aus freiem Willen einen jährlichen Zehnten an Hafer zu geben zu Gottes Ehr und des Pfaffen Genies. Darauf verblieb ihrer Kirche das Heiligenbild und kehrte nicht mehr zurück. Noch heute wird dieser „Helgenhafer" geliefert; der „Helge" dagegen befindet sich, nachdem auch jene Kirche verschwunden, vergessen und von Tünche überschmiert, an einer Wand des jetzigen Gotteshauses, das mitten im Dorfe steht.

Anmerkungen.

In Bezug auf Anordnung und Inhalt der vorstehenden Sagensammlung hat sich der Verfasser ziemlich enge an den verdienstvollen J. W. Wolf und dessen „Hessische Sagen" (Göttingen, Vogel 1873) angeschlossen, ohne indes demselben sclavisch zu folgen. Im Ganzen theilt er dessen dort in der Vorrede und den Anmerkungen aufgestellte Gesichtspunkte, und ergänzt und setzt fort, was jener so erfolgreich angebahnt hat.

Freilich befindet er sich Wolf gegenüber in der glücklichen Lage, als geborner Oberhesse, Land und Leute von Kindesbeinen an genau zu kennen, so daß seine ganz selbständige und durchaus neue Sammlung, trotz des geographisch weit beschränkteren Bodens, doch weit reichhaltiger ausfallen konnte, als man auf den ersten Augenblick wohl vermuten möchte. Oberhessen und insbesondre der Vogelsberg ist, Gottlob! eine Gegend, wo das eigentliche Volk noch immer „singt und sagt", darum ist denn auch dem Verfasser der Stoff zugeflossen von allen Seiten, er wußte nicht wie, ja er hat oft gerade da am Meisten gefunden, wo Andere leer ausgegangen sind.

Für sich selber nimmt er dabei nichts in Anspruch als die Treue in der volkstümlichen Wiedergabe der ihm mitgetheilten Mären, deren Erzähler schon großen Theils der

Rasen deckt. Manche derselben gehen zwar, wie Alles, was im Volke lebt, in allerlei Varianten um, die Mehrzahl aber ist nur das Eigentum Weniger geblieben und würde also unrettbar mit denselben verloren sein. Aus diesem Grunde glaubte er auch ähnlich Klingendes in verschiedenen Sagen nicht weglassen zu sollen.

In Bezug auf Alter dürften wohl die Sagen vom „Wilden Jäger", und unter ihnen besonders die vom „König Nimrod", seine Erscheinung „am Wanderweg", u. A. ins Auge fallen. Er tritt noch ganz mit den alten Attributen und leibhaftig auf, als der „venator diabolus Nembroth" des Rhabanus Maurus, oder gar — ächt Vogelsbergisch! — auf dem Schneeschlitten, Sage Nr. 49, bis er zum Jäger zu Fuß in der Volkserinnerung verblaßt. Wolf hat darüber so gut, wie Nichts, beigebracht.

Auch die Sagen über weiße Frauen sind sehr weit verbreitet, ja sie erzeugen sich noch immer neu im Volksmund, wie insbesondre die Sage Nr. 61 darthut, die der jüngsten Vergangenheit angehört und einen Winter lang in der Fassung, wie sie vorliegt, die ganze Umgegend erfüllte. Der Verfasser hat Gelegenheit gefunden die betreffende Person selbst zu sprechen, und wenn dieselbe auch etwas abweichend von der allgemeinen Sage erzählte, so erstaunte er sich doch höchlich darüber, wie richtig der Volksgeist Alles in die hergebrachte Anschauung einzureihen gewußt hat.

Zu der Sage Nr. 94 sei eine Hinweisung auf das altdeutsche Heldengedicht vom Wolfdietrich gestattet. — Als Wolfdietrich Nachts im Walde an einem Feuer sitzt, naht sich die rauhe Els, das rauhe Weib und entführt den Helden in ihr Land. Sie ist eine Königin und wohnt auf hohem Felsen, zuletzt legt sie, im Jungbrunnen badend, ihr Gewand ab, und heißt dann „Frau Sigeminne, die schönste über alle

Lande". — Auch die Vicentinischen Deutschen verehrten eine Waldfrau, daz wildaz wip, hauptsächlich zur Zeit der Zwölften. — Die Vergleichung ist gewiß merkwürdig genug. Siehe auch Grimm, deutsche Mythologie S. 243.

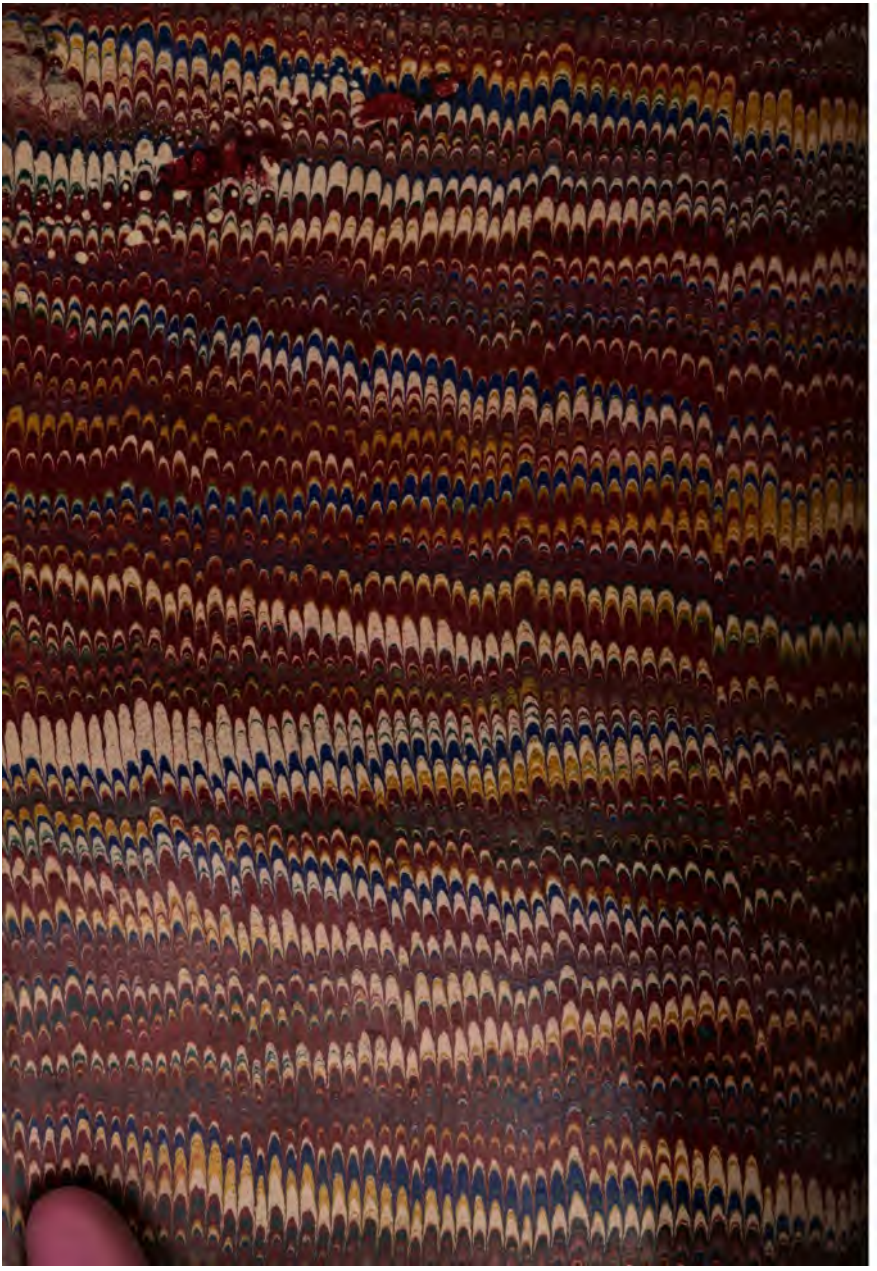
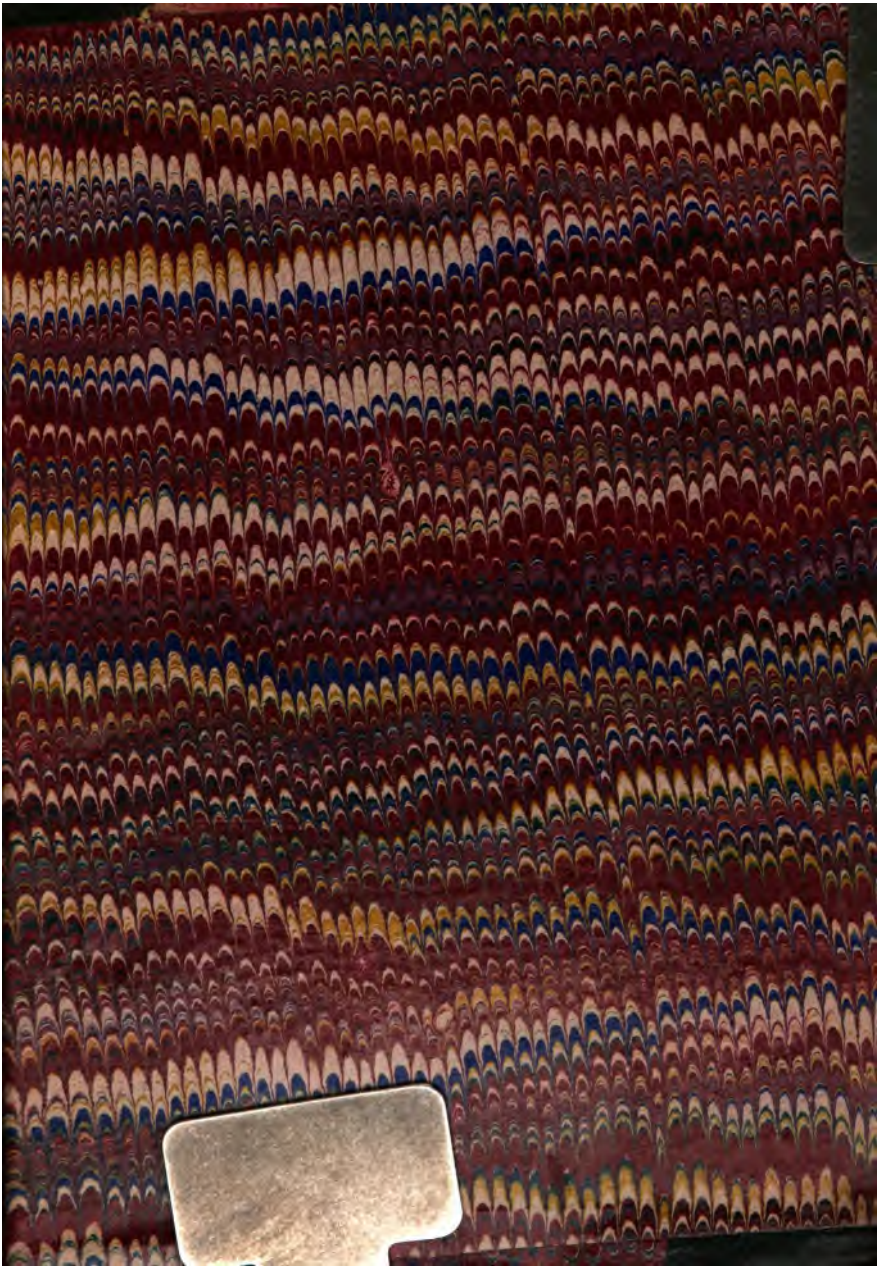
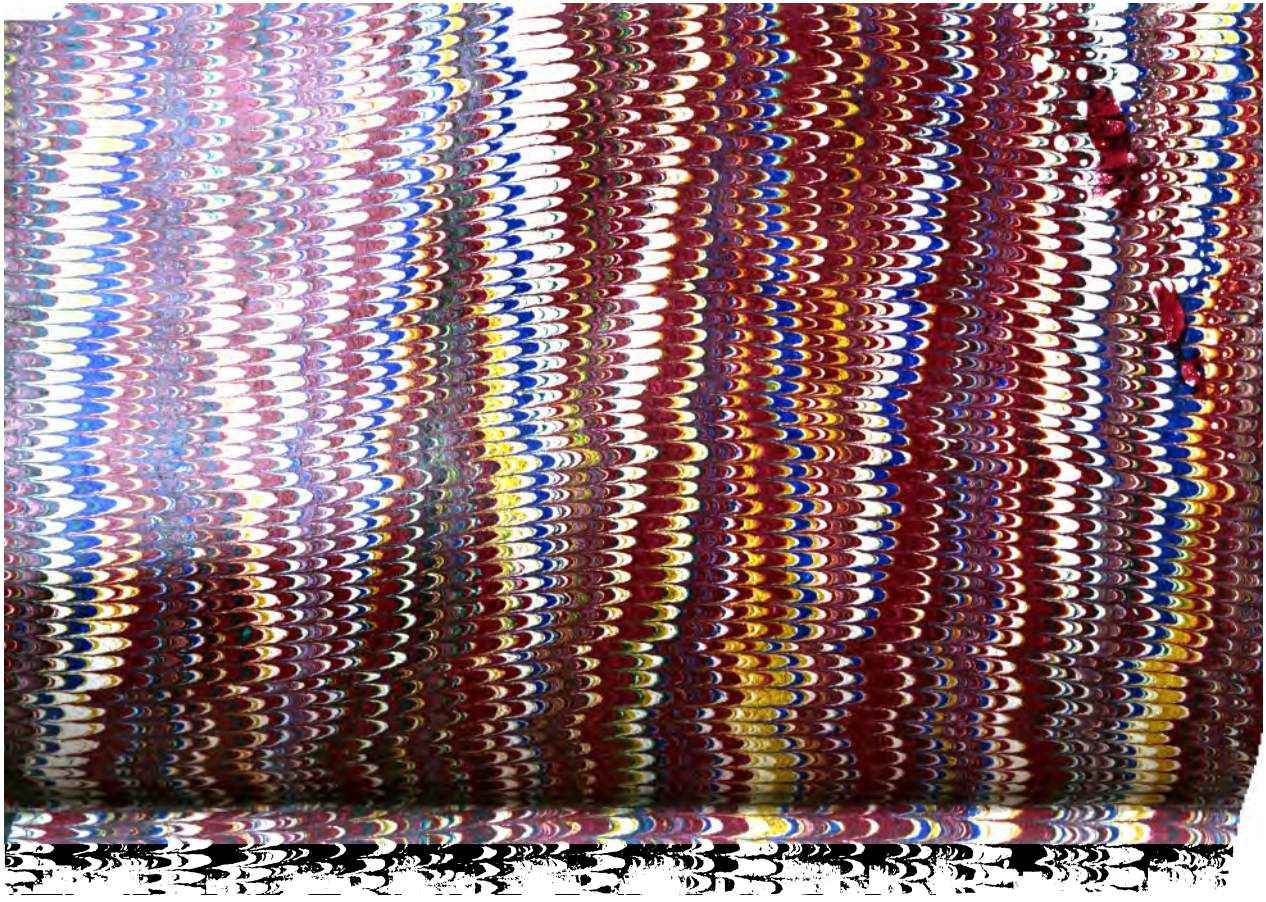
Auch die Sagen Nr. 113—120 bedürfen einer Hervorhebung. Sie berühren eine der dunkelsten Seiten altheidnischer Anschauung, die zauberische Verwandlung von Menschen in Raubthiere. Wolf hat aus Hessen auch darüber nichts aufzufinden gewußt; ohnedies sind hierbei gerade die Leute sehr schweigsam. Um so mehr freut sich der Verfasser etwas darüber erhascht zu haben.

Die Sage Nr. 157 ist die auch in Grimms deutschen Sagen I. 440 von der Richmut von Adocht, der Bürgermeisterin zu Köln, erzählte. In Ilbeshausen, ebenso in Freiensee und anderwärts, geht diese Erzählung noch jetzt im Schwange, obschon alle und jede Kenntnis der Bedeutung des Stoffes den Leuten mangelt.

Ein merkwürdiges Beispiel davon, wie die Sage, gleich einer Schmarotzerpflanze, auch oft die Wahrheit der Geschichte überwuchert, ist Nr. 210. Die sog. Ratzenkatrein ist nämlich keine Hexe gewesen, noch als solche verbrannt worden, sondern erweisbar eine Kindsmörderin, die mit Fug und Recht enthauptet wurde. Ethische Bedeutung muß also der landläufigen Volksüberlieferung in diesem Falle abgesprochen werden.

Nicht besser verhält sich's mit Sage 214. Auch diese ist historisch vollständig ohne Grund. Es waren einmal der Dörfer mehr, als die Sage meldet, sie waren aber meist unbedeutend, und starben, als „das große Sterben" grassierte, theilweise aus, so daß die Reste der Einwohner aus Noth in Laubach eine Zuflucht suchten. Noch jetzt haben Nachkommen derselben auf der Stätte des ehemaligen Dorfes Wiesen und anderes Besitztum. Noch jetzt sagt man dort spottweise, wenn sich Leute in einem Hause der

Stadt zanken: „Die sind aus den sieben Dörfern zusammengesetzt.“ — Dann aber findet sich in der Zeit des Verschwindens der Dörfer die Familie der Grafen von Solms noch gar nicht im Besitze von Laubach. Die Herrschaft Laubach und Lich gehörte den Dynasten von Minzenberg. Vor 1400 waren die Dörfer ausgegangen. 1419 kam erst Laubach an Solms. Bei dieser Gelegenheit erscheinen die Dörfer urkundlich als Wüstungen. 1544 erst entstand die reichsfreie Linie Solms-Laubach, begründet durch einen Stiefbruder Philipps des Großmütigen von Hessen.

Berichtigung.

Auf Seite 111, Zeile 8 von unten, ist zu lesen Oberläube statt Oberläute.